



Visionen

ZUGER NEUJAHRBLATT 2003

Kinder und Jugendliche entwickelten Visionen für die Lorzenstadt, unter anderem dieses Modell der 6. Klasse im Schulhaus Riedmatt in Zug. Es entstand unmittelbar nach dem Terroranschlag in New York, nämlich am 14. September 2001.

Aussagen von Kindern zur Werkstatt Lorzenebene:

«Ich habe es mega lustig gefunden, dass wir unsere Fantasie spielen lassen konnten und unsere Wünsche in einer Art Modell darstellen konnten. Wir konnten sagen, was gut für uns wäre.»

Niemand hat dazwischen geredet und uns immer korrigiert. Das habe ich gut gefunden.»

«Ich habe es interessant gefunden, auch mal zu sehen, wie das die Architekten machen. Mir hat es auch gefallen, dass wir mit dem Velo gegangen sind, wir Sachen wegräumen konnten in unserem Kopf, dass wir fotografieren, skizzieren und aufs Bändli aufnehmen, auf dem Plan machen konnten, was wir wollten. Ich finde es gut, dass es hier eine Lorzenstadt geben soll. Ich habe es toll gefunden, es war aber auch anstrengend.»

ZUGER NEUJAHRBLATT 2003

*Zuger
Neujahrsblatt
2003*

Herausgegeben von der Gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Zug

Die Gemeinnützige Gesellschaft des Kantons Zug dankt folgenden Behörden und Gönnern herzlich für die Unterstützung der vorliegenden Ausgabe des Zuger Neujahrsblattes:

Kanton Zug
 Stadt Zug
 Gemeinde Baar
 Gemeinde Cham
 Gemeinde Hünenberg
 Gemeinde Risch
 Gemeinde Steinhausen
 Bürgergemeinde Zug
 Glencore AG
 Janssen-Cilag AG
 V-Zug AG
 Wasserwerke Zug AG

INHALT

In eigener Sache	Beat Wicky	9
Ungebautes am Zuger- und Ägerisee	Reto Nussbaumer	10
Zug – eine politische Vision	Iwan Rickenbacher	21
Leben und Arbeiten in der Zukunft	Roundtable Wirtschaft	27
Der Versuch einer räumlichen Vision	René Hutter	33
Die Vision der direkten Begegnung	Interview mit Fritz Gerber	39
Die vier Landesteile	Thomas Held, Uwe Wagschal	49
Vom Realismus und Glauben an die Technik	Konrad Mrusek	57
Analogie einer Katastrophe	Sepp Keiser	62
Wie wohnen wir in 50 Jahren?	Roundtable Wohnen	67
Fontanes Effie Briest oder ein DJ-Bobo-Song?	Carl Bossard	75
Wie sich Kinder und Jugendliche die Zukunft vorstellen	Sandra Winiger	83
Visionen für die Zuger Kulturszene	Roundtable Kultur	93
<i>Bemerkenswertes 2002</i>		
Eine Chronologie der Unberechenbarkeit	Edith Stocker	104
Ein Jubiläum besonderer Art	Christian Raschle	114
zug@expo.02	Diverse Autoren	116
Impressum		123

IN EIGENER SACHE

«I have a dream!» Wer kennt nicht die visionäre Rede des amerikanischen Bürgerrechtlers Martin Luther King? Darin formulierte er den Traum, dass einst Schwarze und Weisse am «Tisch der Brüderlichkeit» zusammensitzen. Es war, wie wir heute wissen, mehr als ein Traum: Es war eine sehr realistische Vision.

Visionen sind die Grundlage vieler Veränderungen. Sie vermögen zwar zu Beginn nicht alle Aspekte der Zukunft miteinzubeziehen, doch diese Unschärfe im Detail ändert nichts daran, dass man bereits mit einer modellartigen Skizze aufzeigen kann, wo und wie Veränderungsprozesse ansetzen müssen. So betrachtet, vermögen klare und mitreissende Visionen kreative Energien freizusetzen. Eine Vision ist dabei die Vorstellung, auf welches Ziel wir hinsteuern und wie wir die Zukunft erfolgreich und wünschenswert gestalten können.

Die schrecklichen Ereignisse des Herbstes 2001 haben uns schonungslos die Verletzlichkeit des Einzelnen, aber auch die Gefahren für die gesamte Gesellschaft vor Augen geführt. So war es denn ein Anliegen der Neujahrsblattkommission, einen Ausweg aus der Trauer und Stagnation aufzuzeigen. Wir wollten versuchen, wieder Hoffnung aufkeimen zu lassen, Kräfte zu mobilisieren und Denkansätze sowie gangbare Wege aufzuzeigen. Deshalb haben wir das schwierige Thema Visionen gewählt, wohl wissend, dass wir gegenwärtig nicht in einer Zeit der grossen Würfe leben, sondern eher in einer Aera, in der nicht allein der Absturz der Börse viele in Ratlosigkeit und Angst stürzte.

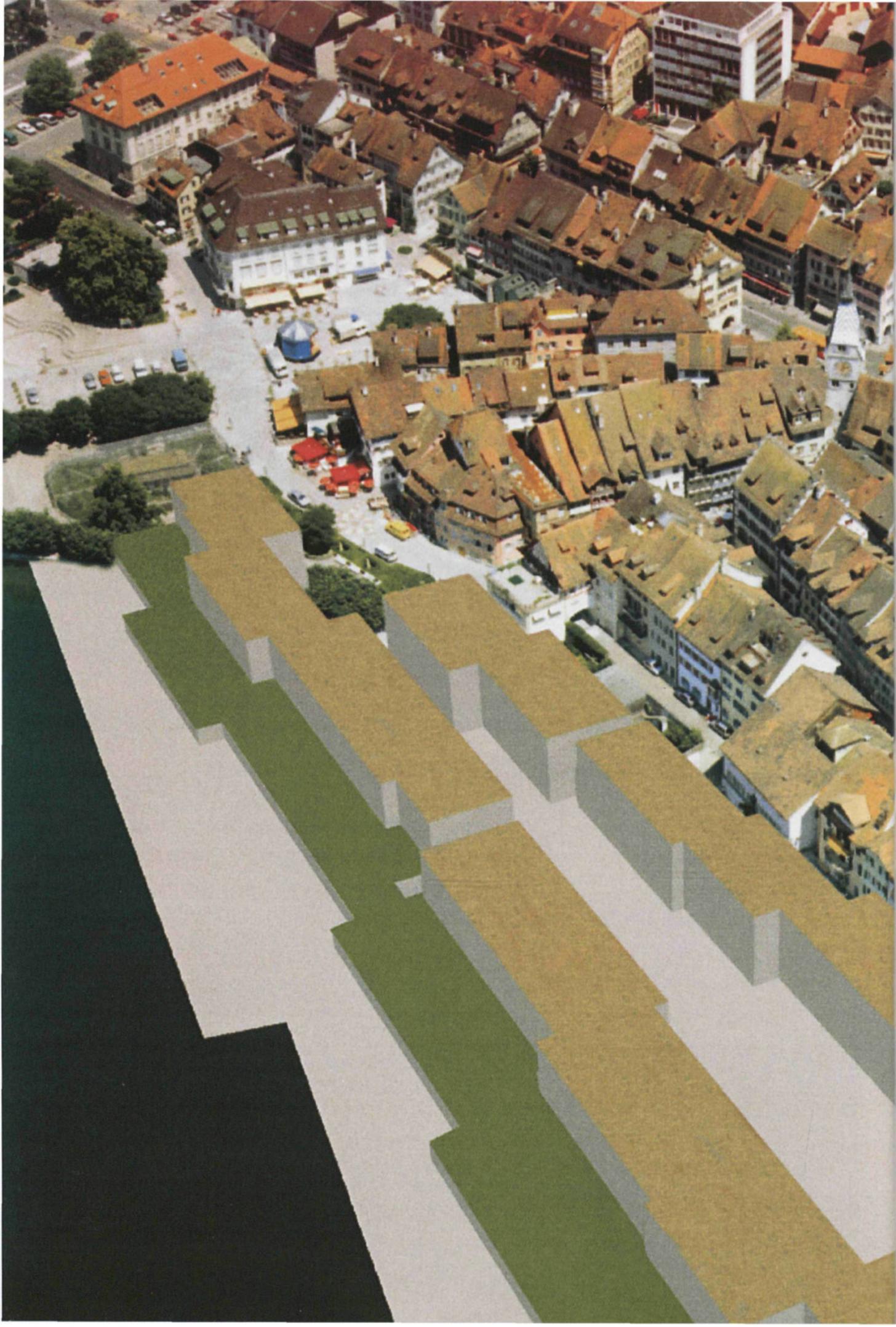
Ausgehend von historischen Visionen sind wir zuerst der Frage nachgegangen, was aus solchen Ideen geworden ist. Weil wir glauben, dass heutige Lösungsansätze auch multidisziplinär und fächerübergreifend gefunden werden müssen, haben wir vier «Roundtables» organisiert. Ausgewiesene Fachleute diskutierten dabei über die Themen «Wirtschaftsplatz», «Mobilität», «Wohnen» und «Kultur» und versuchten zu analysieren und Visionen zu entwickeln. Auch in der Politik und im Bildungswesen sind Zukunftsentwürfe mehr denn je gefragt, und selbstverständlich kommen in diesem Heft auch die Kinder mit ihren Ideen und Hoffnungen zu Wort. Eine in unserer nächsten Umgebung Realität gewordene Vision ist das Roche Forum in Buonas, das als Tagungszentrum zur sprudelnden Quelle neuer Ideen werden soll.

Bei der Konzeption dieses Neujahrsblattes haben wir erlebt, dass es der Prozess des Suchens nach dem «Zeitgemässen» und «Zukunftsorientierten» ist, der unser Bewusstsein dafür schärft, dass Veränderungen die Essenz des Lebens sind. «Alles fliesst», sagte schon vor 2500 Jahren der griechische Philosoph Heraklit. Ein fest gefügtes Weltbild beruhigt zwar, aber es ist trügerisch, weil man übersieht, was sich verändert und wie die Zeit über einen hinweggeht. Wir brauchen daher Visionen, um wach und bewusst leben zu können.

Oder wie sagte es der indische Dichter Kalidasa im 5. Jahrhundert:

«Denn Gestern ist nur ein Traum
Und Morgen nur eine Vision.
Aber heute gut gelebt
Macht jedes Gestern
Zu einem Traum des Glücks
Und jedes Morgen
Zu einer Vision der Hoffnung.
Darum gib Acht auf diesen Tag.»

Beat Wicky, Präsident der Neujahrsblattkommission



Viele Visionen in der Vergangenheit bezogen sich auf die Gebiete am Wasser: Sporthallen, Hotels, Autobahnen und Einkaufszentren hätten in Seenähe gebaut werden sollen. Es blieb bei den Visionen auf Papier.

Architektur entsteht nicht erst, wenn etwas gebaut wird – im Gegenteil. Oft ist die Planungsphase oder eben die Phase der Vision die architektonisch wichtigere innerhalb eines Projektes. Noch kann der Kreativität freien Lauf gelassen werden, noch werden bei der Gestaltung kaum Grenzen gezogen. Keine Gesetze, die sich unweigerlich für die Bewilligung und Ausführung eines Projektes aufdrängen, bremsen die Gedankenarbeit. Ökonomische Einschränkungen können auf dem Entwurfspapier ausser Acht gelassen werden.

Diese Aspekte haben schon in früheren Jahrhunderten Künstler und Architekten dazu getrieben, ihre architektonische Haltung in Form von visionären Entwürfen zu Papier zu bringen. Viele dieser Planer sind gerade deshalb heute noch bekannt, auch wenn von ihren tatsächlich ausgeführten, bescheideneren Bauwerken oft nur wenige oder gar keine mehr stehen.

In Frankreich gehören die Verfasser der so genannten «Revolutionsarchitektur», Etienne-Louis Boullée (1728–1799) und Claude-Nicolas Ledoux (1736–1806), in Russland die Gruppe der Avantgarde-Architekten der 1920er- und frühen 1930er-Jahre in dieses Umfeld. Ihnen gemeinsam ist der Umstand, dass sie selten bauen konnten, doch wirken ihre Entwürfe, die in den Archiven besser erhalten geblieben sind als ihre ausgeführ-

ten Projekte, bis heute unverändert nach. Ihren Ideen eigen ist oft der Hang zur Megalomanie: Gross werden die Bauwerke geplant, riesig im Volumen, hoch in den Himmel ragend – vielfach um die Obrigkeit zu repräsentieren.¹

Blicken wir auf den demokratischen Kanton Zug im föderalistischen Bundesstaat, präsentiert sich die Situation etwas anders. Auch hier wurden und werden immer wieder Projekte – wenn auch im bescheideneren Rahmen – erdacht, die nie zur Ausführung gelangen. Einige von ihnen hat der ehemalige Zuger Denkmalpfleger Heinz Horat im Artikel «Zug, wie es nie gebaut wurde»² beschrieben. Stöbert man weiter in Archiven, Bibliotheken und alten Publikationen, stösst man auf andere, in der zeitlichen Distanz bedenkenswerte Ideen. Einige dieser Visionen am Zuger- und Ägerisee sollen hier aus der Versenkung geholt werden.

Zug am See – das Seeufer

Spätestens seit der Vorstadtkatastrophe im Jahre 1887³ ist das Seeufer ein ständiges Planungsgebiet. Der Lage am See entsprechend verfügt Zug schon früh über städtische Badanstalten: 1882 wird die Badanstalt Seelikon eröffnet, die sich aber schnell als zu klein erweist. Zwischen 1906 und 1922 schwimmt vor dem Hirschpark am Alpenquai eine Badanstalt auf Pontons.

Der Badplatz Siehbach, die so genannte «Männerbadi», und das Strandbad bieten weitere Bademöglichkeiten. Die Zuger Bädersituation beleuchtet 1931 ein Einsender im «Zuger Volksblatt» unter dem Titel «Schiffhütte, Turnhalle, Strandbad, Eisfeld, Spielwiese – Schützenplatz» in aller Eindeutigkeit: Baden in der Badanstalt Seelikon sei für einen Erwachsenen «weder ein Genuss noch eine Erholung». Der Badplatz Siehbach sei von den industriellen Abwässern zu stark verunreinigt und: «Im Badplatz haben wir keinen Badmeister, was gewissen Elementen ein sehr gutes Wirkungsgebiet ergibt.» Das «Strandbädchen» sei zu weit weg von der Stadt, zu klein («Nichts als ein grosser Fleischmarkt, Körper an Körper. Wirken solche Missstände nicht von Moral und Sitte ablenkend auf die Jugend?») und nicht erweiterbar. Der Schreiber sieht die Lösung für die in Zug dringend anstehenden Projekte für die sportlichen Freizeitaktivitäten allesamt auf der Schützenmatte: Die grosse Spielwiese (im Winter in ein Eisfeld zu verwandeln), die Turnhalle und die Schiffhütte sowie das neue, grosse Strandbad in Stadtnähe: «Aus all diesen Erwägungen ist zu ersehen, dass sich aus der Schützenmatte ein sehr grosszügiges, einwandfreies Spiel-, Turn- und Sportstadion errichten lässt, das seinesgleichen sucht.»⁴

Nicht realisierte
Vision von 1970:
Dietrich Leupin wollte
westlich der Altstadt
moderne Wohn- und
Einkaufszeilen
platzieren.

1933 schreibt die Einwohnergemeinde Zug einen Ideenwettbewerb aus, der die Gestaltung und Planung des gesamten Seeuferbereiches zwischen Seelikon und Letzibachmündung einschliesst. Nicht nur sollen im Bereich des Seeufers Entwürfe für eine Turnhalle mit Aussenplatz und Tennisplätzen, das Seeclubhaus, ein Strandbad mit öffentlichem Freibad mit Spielwiese für die Schulen und zwei Hafenbecken für Dampfschiffe erstellt werden, sondern die ganzen Aussenanlagen sollen mit Grünraum und Kinderspielflächen gestaltet und zudem Vorschläge für die Verkehrsführung gemacht werden. Die Stadt versucht auf einen Schlag, sämtliche, teilweise schon lange anstehenden Probleme und Wünsche zu lösen – und das für wenig Geld, wenigstens in der Ideenphase. Die hochkarätige Jury, unter anderen mit dem Luzerner Architekten Armin Meili und dem Zürcher Karl Egender, spricht dem Zürcher Architekturbüro von Werner M. Moser und Rudolf Steiger den ersten Preis zu. Ihr Gesamtprojekt hätte aus dem bis anhin wenig zugänglichen und einladenden Seeuferbereich eine grosszügige Freizeit- und Erholungszone gemacht, bestückt mit einer dem «Neuen Bauen» verpflichteten Architektur: Zug hätte ein grossflächiges Strandbad im Gebiet des Siehbachs erhalten mit einem eleganten Restaurantgebäude mit Aussichtsterrasse auf dem Flachdach. Die allgemeine Wirtschaftslage und der Zweite Weltkrieg lassen dieses Gesamtprojekt jedoch in der Schublade verschwinden.

Nicht länger warten will der Seeclub mit seinem Gebäude: 1936 bis 1938 entsteht neben dem Siehbach das neue Bootshaus, projektiert vom Zuger Architekten Walter F. Wilhelm und ausgeführt von Theo Hochstrasser.

Die immer noch drängende Frage nach der Turnhalle für das Neustadt-Schulhaus wird auch während des Zweiten Weltkrieges besprochen. 1944 wird von der Turn- und Sportkommission, in der die Zuger Sportvereine vertreten sind, eine Motion bezüglich der Erstellung einer Turnhalle mit Spielwiese auf der Schützenmatte sowie einer Turn- und Sportanlage auf der Allmend eingereicht. 1948 wird schliesslich das Projekt einer Turnhalle Schützenmatt der Zuger Architekten Alois Stadler und Hanns A. Brüttsch angenommen und nach zweijähriger Bauzeit vollendet. Dieser Bau bleibt dann auch der einzige, welcher der 1946 überarbeiteten Seeuferplanung des mittlerweile vergrösserten Zürcher Büros Haefeli, Moser, Steiger entspricht.⁵ Auch diese Planung bleibt auf dem Papier und erst ein erneutes Wettbewerbsprojekt von 1985 wird – wenn auch nicht vollständig – ausgeführt.

Zug am See – die Altstadt

Schon im oben erwähnten Projekt von Moser und Steiger aus dem Jahre 1933 wird versucht, das Gebiet um das Casino besser an die Stadt anzubinden. Der damalige Wettbewerb schrieb vor, eine Fussgänger-Verbindung zwischen Seelikon und Hecht-leist am See einzuplanen – ein Wunsch, der jedoch erst 2001 Wirklichkeit wurde. Mo-

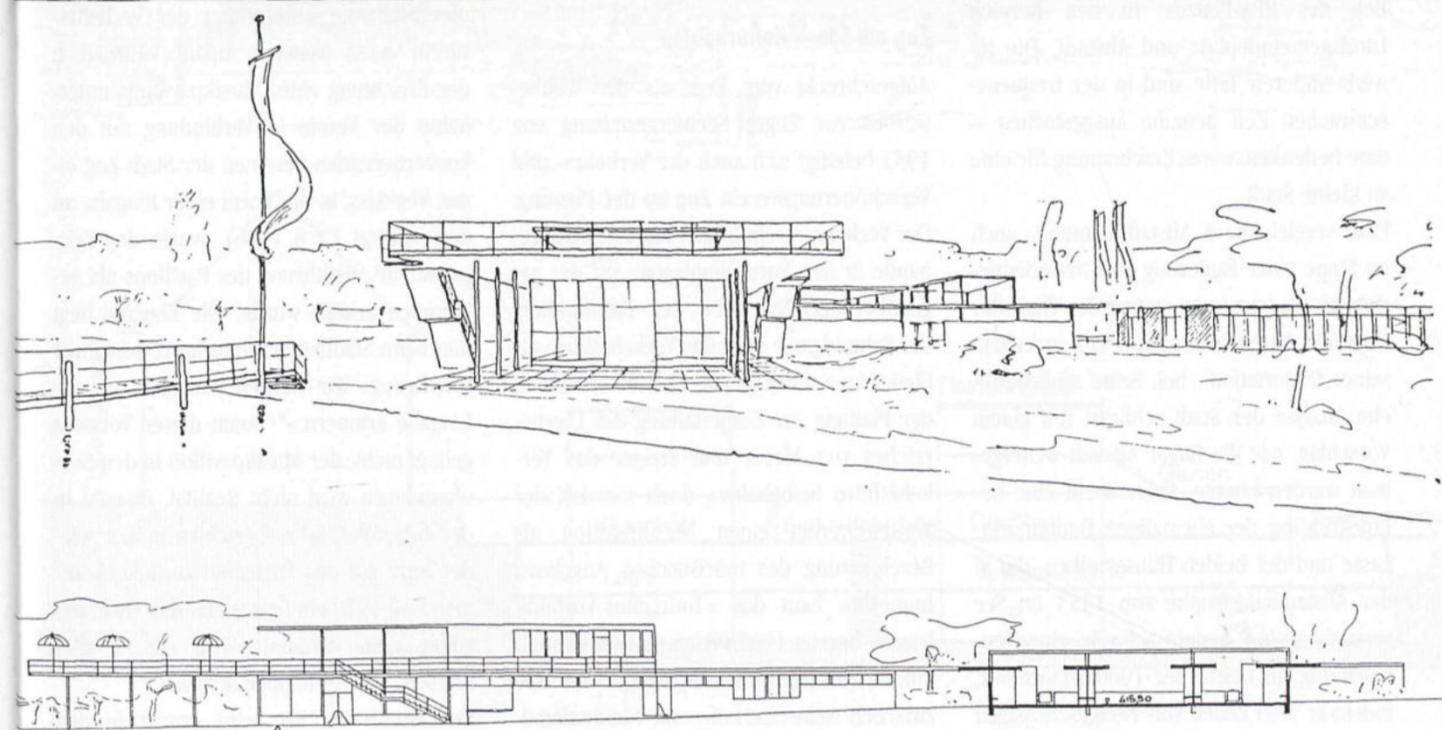
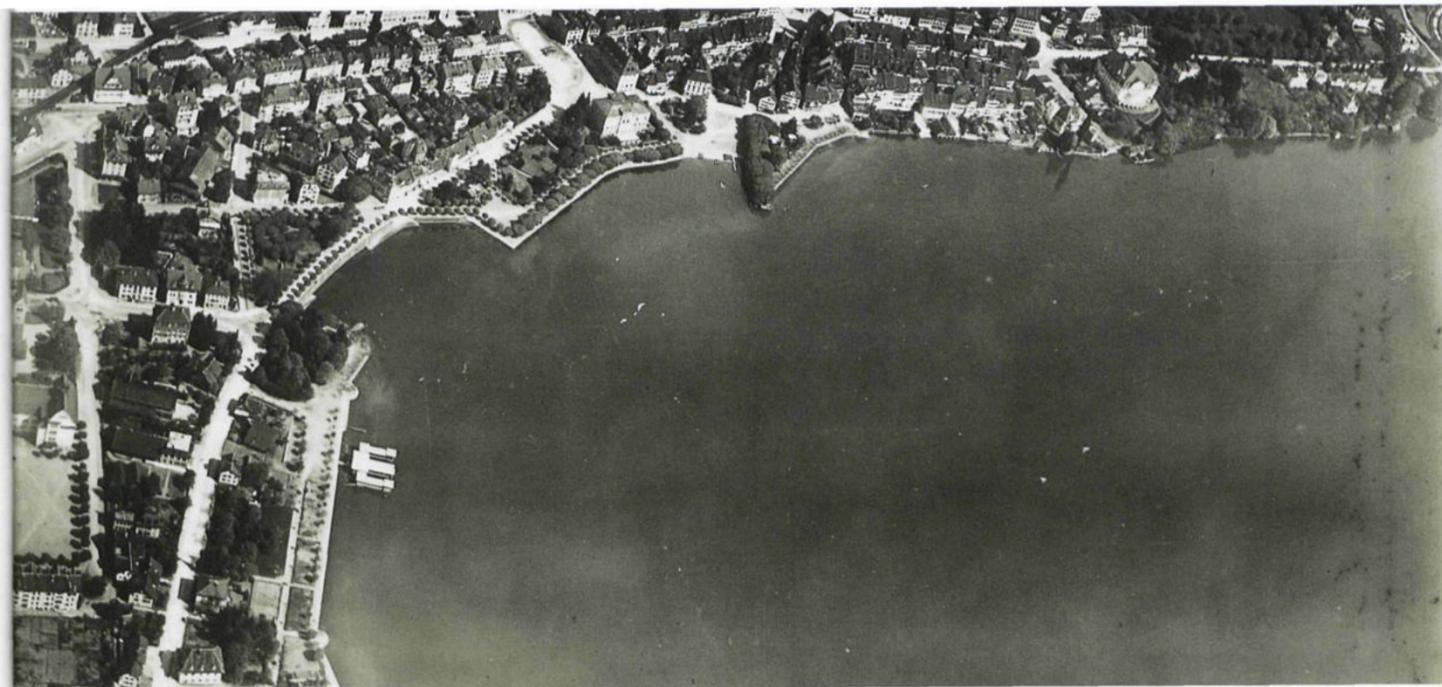
ser und Steiger gehen mit ihrem Vorschlag noch einen Schritt weiter: Gemäss den Grundsätzen der neuen Architektur «Licht, Luft, Öffnung» wollen sie in der Unteraltstadt zwei Häuser abreißen, um eine ausreichende Durchlüftung und Besonnung der Altstadt zu ermöglichen. Ein Ansinnen, das schon die damalige Jury nicht überzeugen kann: «Auslassung von zwei Gebäuden in der vordersten Häuserreihe für das Innere der Altstadt hygienisch wertvoll, für die Seeseite hingegen eine unerwünschte Unterbrechung.»⁶

Auch in späteren Jahren bleibt die Zuger Altstadt Planungsobjekt für grössere gestalterische Eingriffe – interessanterweise stammen die Planer nicht von Zug selber, wie beispielsweise der von Basel zugezogene Hanns A. Brüttsch. Wohl ist dieser schon 1945 nach Zug gekommen, doch gibt ihm seine Herkunft immer wieder die Möglichkeit, Ideen zu vertreten, wie sich dies ein Zuger nicht erlauben würde. 1969/70 erarbeitet er die «Richtplanstudie und Bericht Altstadt 1970». Ausgehend von der Analyse, dass sich das Zuger Stadtzentrum immer mehr nach Norden verschiebt, wird Brüttsch klar, dass ein Gegengewicht in der südlichen Stadt geschaffen werden muss. Er plant eine Revitalisierung des ältesten Stadtteils mit einem Altstadtthotel im Gebiet Hecht-Fischerstube, einem Markthaus im südlichen Bereich zwischen Ober- und Untergasse sowie einem neu zu erstellenden Theaterplatz, südlich an die Liebfrauenkapelle anschliessend. Verwirklicht wurde davon nichts, doch blieb die Analyse des sich

Luftbild von Zug ca. 1920: am linken unteren Bildrand sind die schwimmende Badanstalt und das alte Schützenhaus zu erkennen.

Seeuferprojekt 1933 (mittlere Bilder): Strandbad mit Restaurant und Terrasse von Moser und Steiger.

Musikpavillon 1934 (unten): Entwurf von Hans Bossart für den Rigiplatz.



asant nach Norden verschiebenden Stadt-zentrums absolut richtig. Ein Gegenpol fehlt bis heute, was sich auch im Umstand zeigt, dass die Stadt Zug im Tagesverlauf sehr unterschiedlich «benutzt» und «besetzt» wird: Während sich die Leute über den Tag hauptsächlich im Teil nördlich des Postplatzes bewegen – Arbeits- und Einkaufsort –, verschieben sich die Massen am Abend an den See und in den Teil südlich des EPA-Platzes, in den Bereich Landsgemeindeplatz und Altstadt. Die jeweils anderen Teile sind in der frequenzschwachen Zeit beinahe ausgestorben – eine bedenkenswerte Erscheinung für eine so kleine Stadt.

Eine vergleichbare Altstadt-Planung, auch im Sinne einer Sanierung und Neuorientierung als Stadtzentrum, steuert der Thalwiler Architekt Dietrich Leupin 1970 innerhalb seiner Dissertation⁷ bei. Seine städtebauliche Analyse der Stadt schliesst mit einem Vorschlag, wie die Zuger Altstadt weitergebaut werden könnte. Er versucht eine Rekonstruktion der ehemaligen Hauptmarkt-gasse und der beiden Häuserreihen, die in der Altkatastrophe von 1453 im See versunken sind. Leupin schwebt eine Neubebauung im Geiste der 1960er-Jahre vor, indem er zwei Zeilen von zweigeschossigen Wohn- und Geschäftshäusern plant – immer leicht versetzt den unregelmässigen Rhythmus der historischen Häuserreihen interpretierend. Zwischen den Häuserreihen befindet sich die zentrale Einkaufs-strasse, ebenerdige Geschäftslokale mit unterirdischer Zu- und Wegfahrt, wobei sich

die Einfahrt in das «Einkaufszentrum Altstadt» im Bereich des Landsgemeindeplat-zes, die Ausfahrt im Bereich des Casinos befinden müsste. Der ganzen Anlage vorge-lagert befinden sich die Gärten der unteren Häuserreihe und eine grosszügige Seepro-menade, die – einmal mehr – den Landsge-meindeplatz mit dem Casino verbindet. Der Vorschlag bleibt jedoch als Vision des Arch-itekten in der Planungsphase stecken.

Zug am See – Kulturbauten

Aufgeschreckt vom Ergebnis des Wettbe-werbes zur Zuger Seeufergestaltung von 1933 beteiligt sich auch der Verkehrs- und Verschönerungsverein Zug an der Planung. Der Verkehrsverein besitzt seit 1905 ein Ge-bäude in den Vorstadtanlagen: Auf der ge-genüberliegenden Seite der Einmündung der Schmidgasse steht das Verkehrsbüro als Chalet im Schweizerhaus-Stil. Wohl wird in der Planung zur Umgestaltung des Uferbe-reiches von Moser und Steiger das Ver-kehrsbüro beibehalten, doch vermisst der Verkehrsverein einen Musikpavillon als Bereicherung des touristischen Angebots. Immerhin baut das «Tourismus-Vorbild» Luzern bereits 1907/08 einen Kurplatz mit muschelförmigem Musikpavillon am See zwischen Schweizerhof- und Nationalquai. Davon inspiriert entwirft der Zuger Arch-itekt Hans Bossart 1934 für den Verkehrs-verein einen Musikpavillon mit öffentlicher WC-Anlage. Auf den erhalten gebliebenen Plänen⁸ wird zwar kein Standort bezeichnet, doch lässt sich aufgrund der Situation die Lage unschwer als der dreieckige Park zwi-

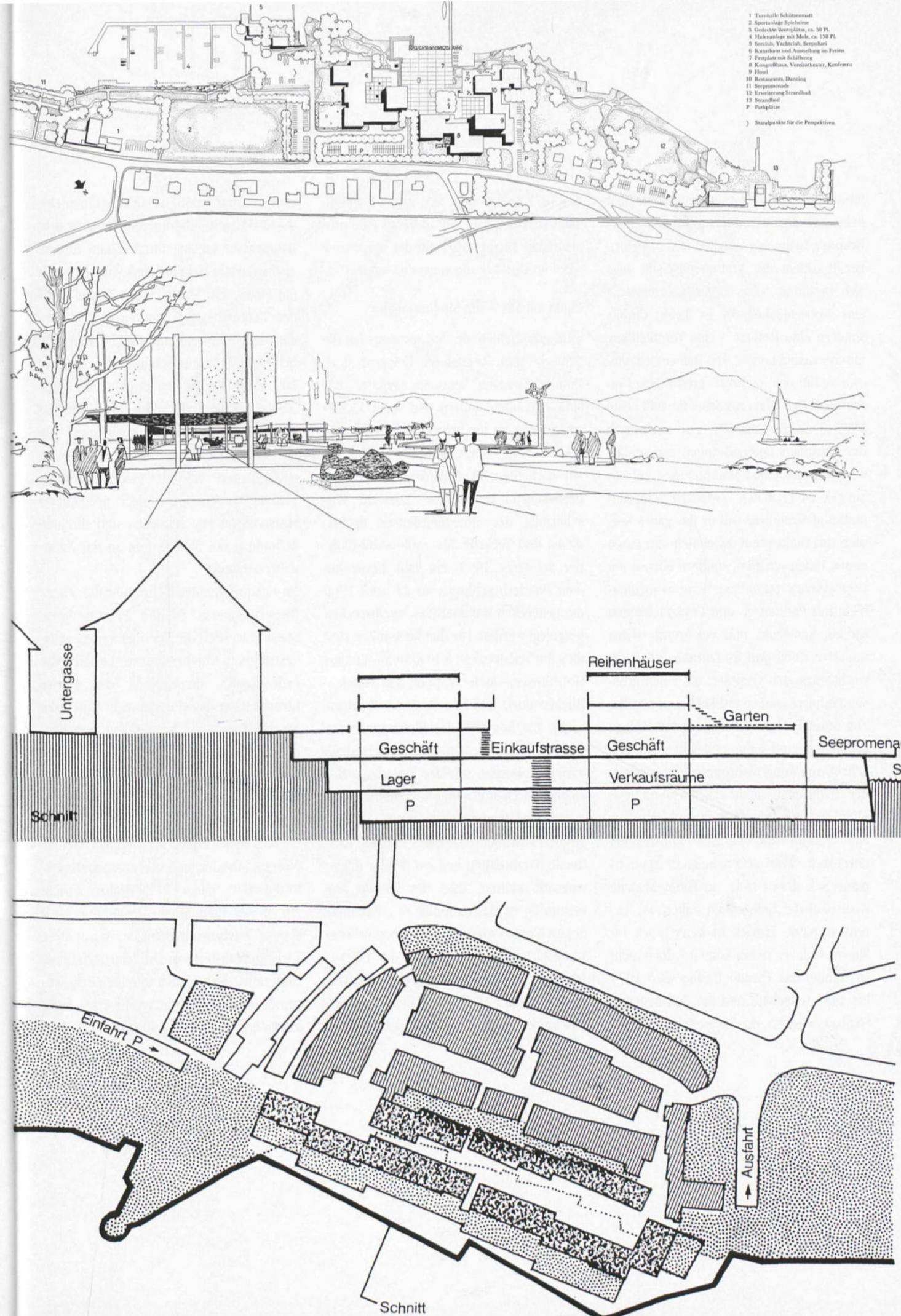
schen Garten- und Rigistrasse oberhalb der Katastrophenbucht identifizieren. Auch in Zug hätte sich die muschelförmige Spiel-bühne gegen den See hin geöffnet und wäre so nicht nur vom Park, sondern auch vom Quai einsehbar gewesen. Doch wie bei der Seeufergestaltung steht auch bei diesem Projekt das Zeitgeschehen einer schnellen Realisierung im Wege. Im Jahre 1946, gleichzeitig mit der Überarbeitung der See-ufergestaltung, unternimmt der Verkehrs-verein einen weiteren Anlauf: «Bezüglich der Errichtung eines Musikpavillons unter-nahm der Verein in Verbindung mit den konzertierenden Vereinen der Stadt Zug einen Vorstoss, in der Form einer Eingabe an den Stadtrat (2. 8. 1946), worin der Zeit-punkt zur Ausführung des Pavillons als ge-kommen erklärt wurde. Die Eingabe liegt nun beim Stadtbauamt und harrt dort ihrer Erledigung. Wir werden nächstens an die Eingabe erinnern.»⁹ Auch dieser Vorstoss gelingt nicht, der Musikpavillon in den See-uferanlagen wird nicht Realität, obwohl in den folgenden Jahresberichten immer wie-der kurz auf das Vorhaben zurückgekemmen und 1970 ein letztes Mal das Musikpa-villon-Konto erwähnt wird, das 13 699 Franken und 85 Rappen aufweist.¹⁰

Kulturraum am See wird erneut in den 1960er-Jahren zum Thema: Ausgehend von der damaligen Diskussion um einen Casi-no-Neubau legen der einflussreiche Initiant und Motor des Zuger Kulturlebens, Josef Brunner, und Architekt Leo Hafner die Gründe dar, warum auch Zug ein Kunsthaus haben müsste. Die Zuger Kunstgesellschaft

Vision eines Kunst- und Kongresszentrums am See aus den 1960er-Jahren: Architekt Leo Hafner platzierte es auf der Schützenmatt (Bild oben) und hätte es mit einem Festplatz kombiniert (2. Bild von oben).

Projekt Leupin 1970 (3. Bild von oben): Das «Einkaufszentrum Altstadt» wäre auf See-niveau gelegen.

Parksystem beim Projekt Leupin 1970: Einfahrt beim Lands-gemeindeplatz, Ausfahrt beim Casino.



wird 1957 gegründet, verfügt aber über keine ständigen Ausstellungsräume. Josef Brunner, Gründungsmitglied und langjähriger Präsident der Kunstgesellschaft, zeigt sich bestimmt: «Das Zuger Kunsthaus ist eine Notwendigkeit; es ist keine Utopie, sondern eine Realität – eine Verpflichtung unserer Generation.»¹¹ Leo Hafner stellt diesem Votum eine mehr als grosszügige Umsetzungsmöglichkeit zur Seite: Er sieht keine Möglichkeit, im Casino-Neubau auch noch das Kunsthaus unterzubringen und schlägt vor, ein neues Kunst- und Kongresszentrum am See zu errichten. Zwischen Schützenmatt und Strandbad will er das ganze Seeufer umgestalten und dabei nicht nur einen neuen Hafen schaffen, sondern ebenso ein vergrössertes Strandbad, eine Seepromenade mit Parkanlage und Gebäulichkeiten für ein Kunsthaus und ein Kongresshaus inklusive Hotel und Restaurants, alles abwechslungsreich gruppiert um einen grossen Festplatz am See mit Schifflanlegestelle. Zug wäre zu einer grossstädtischen Anlage gekommen und hätte vielleicht auch den Schritt zum Kongressort geschafft. Leo Hafner stellt dann auch abschliessend fest: «Wir alle erfahren fortwährend, wie Zug eine rasche und enorme Entwicklung durchläuft. Wohl selten in einer Stadt ist planerisch derart vieles in Fluss. Manche städtebauliche Gelegenheit haben wir bereits verpasst. Einiges ist heute noch offen.»¹² Hafners Vision kommt jedoch nicht zu Stande, das Theater Casino wird 1979 bis 1981 umgebaut und um den heutigen Saalbau erweitert, das Zuger Kunsthaus fin-

det 1977 in der Alten Sust in der Unteraltstadt (der heutigen Altstadt) eine provisorische Bleibe, bis 1990 der umgebaute «Hof im Dorf» bezogen werden kann.

Cham am See – die Stadtautobahn

«Auf dem Gebiete des Strassenbaus hat die Schweiz ohne Zweifel die Gelegenheit zu Pionierleistungen längstens verpasst. Wir sind gegenüber andern und sogar kleineren Staaten als die Schweiz entschieden in Rückstand geraten, was unsere Stellung als «Drehscheibe» im europäischen Verkehr beängstigend gefährdet.»¹³ Dies die Einschätzung des Abteilungsleiters Rechtsdienst und Verkehr des «Automobil-Clubs der Schweiz» 1959, ein Jahr bevor mit dem Bundesbeschluss vom 21. Juni 1960 die generellen Nationalstrassenteilstrecken festgelegt werden. Für den Kanton Zug sind dies die Teilstrecken N4 (Knonau–Cham–Holzhäusern–Meierskappel, N4a (Cham–Blickensdorf) und N14 (Gisikon–Holzhäusern). Ein komplizierter Planungsvorgang führt zu diesen Teilstrecken, verschiedene Varianten werden seit der Einsetzung der eidgenössischen Planungskommission 1954 – der Stand Zug ist nicht vertreten – durchgespielt und mehrfach muss sich die kantonale Baudirektion und mit ihr der Regierungsrat wehren, dass der Kanton Zug vernünftig an das nationale Autobahnnetz angeschlossen wird. Der dabei bemerkenswerteste Vorschlag wird Ende der 1950er-Jahre von der Zuger Regierung gemacht: Die sogenannte Südvariante des Autobahnabschnittes der N4 soll laut Planungsstand

vom Februar 1958 im Gebiet Chämleten die SBB-Geleise überqueren, seeseitig dem Bahntrasse entlang durch Cham führen, also zwischen Bahnhof und Vilette, weiter mit einem 150 Meter langen Tunnel unter dem Schlosshügel St. Andreas durch, über das Riedgebiet beim Alpenblick hauptsächlich auf Stützen und schliesslich mit einem 200 Meter langen Viadukt über die SBB-Geleise bei der Kollermühle. Cham wäre so zu einer Stadtautobahn gekommen, die gleichzeitig Expressstrasse gewesen wäre, eine damals von der eidgenössischen Planungskommissionen stark propagierte Strassenform zur schnellen und direkten Anbindung der Stadtzentren an das Nationalstrassennetz.¹⁴

Im entsprechenden Schreiben des Zuger Regierungsrates an die Planungskommission werden die Vorzüge klar herausgestrichen: «Insbesondere entfällt die erdrückende Abschnürung des Dorfes Cham, indem dasselbe nunmehr durch die Autobahn südwärts, parallel zur bestehenden Bahnlinie, umfahren werden soll, womit die Linienführung gleichzeitig wesentlich flüssiger wird. Die landschaftlich einzigartige Lage des Trassees längs des Zugersees, die sich dabei ergibt, sei nur nebenbei erwähnt.»¹⁵ Die Technik- und Autobahnbegeisterung der späten 1950er-Jahre spricht aus dieser Haltung, die heute nur noch schwer nachzuvollziehen ist; wäre diese Variante realisiert worden, hätte sich Cham wohl unwiederbringlich um den einzigartigen Seeuferbereich mit Vilette-Park, Hirsgarten und Strandbad gebracht.

Autobahnvision 1958:
Nationalstrasse durch
den Vilette-Park in
Cham.



Ende 1960 wird die Südvariante, die speziell von landwirtschaftlichen Kreisen favorisiert wird, ad acta gelegt – die neue Streckenführung, speziell der Abschnitt im Gebiet Chämleten/Langholz, bleibt aber ein weiterer Diskussionspunkt. Die vom Kanton favorisierte Chämbergvariante sieht die Autobahn an der östlichen Lehne des Chämbergs Richtung Lindenham vor. Eine Lösung, die dem Autoreisenden den Vorteil einer direkten Sichtverbindung mit dem Zugersee und der Stadt Zug ermöglicht hätte. Demgegenüber halten die Einwohnerräte von Cham und Hünenberg die so genannte Chnodenwaldvariante, eine weiter westlich liegende Streckenführung, die einen weniger dominanten Eingriff in die Landschaft auch im Gebiet des Städtler Waldes darstellt. Noch Ende 1962 hält der Regierungsrat an der Chämbergvariante fest,¹⁶ verzichtet aber ein Jahr später «im Interesse des Zeitgewinnes darauf, die von den Einwohnerräten der Gemeinden Cham und Hünenberg bekämpfte sog. Chämbergvariante weiter zu vertreten».¹⁷ In der Folge wird mit dem Bau der N4 auf dem Kantonsgebiet begonnen, die durchgehende N4 ist jedoch bis heute noch nicht fertiggestellt.

Morgarten am See – Motel Morgarten

Während in den Talgemeinden die Diskussion um die Autobahn in den 1950er- und 1960er-Jahren andauert, entwickelt sich das Ägerital zusehends vom Kur- und Sanatoriumsort zum touristischen Anziehungsbereich. Die Strasse nach Morgarten und Sattel – bisher endete die befestigte Strasse

am Kur- und Erholungsheim Ländli – wird ausgebaut, denn der automobiler Tourismus wird immer wichtiger. Diverse Strassen- und Umfahrungsprojekte werden im Ägerital ausgearbeitet, doch keines kommt zu Stande, auch nicht ein sehr frühes, das Ende der 1940er-Jahre eine linksufrige Ägerisee-Strasse vorsah.

Am touristischen Aufschwung teilnehmen will auch eine AG für Grundstücke und Häuserbau mit Sitz in Zürich, die 1962 auf dem von Josef Iten-Beetschen aus Unterägeri gekauften Grundstück östlich der Strasse nach Sattel zwischen Sidenfaden und Acher ein Motel erstellen will. Der Rapperswiler Architekt Kurt Federer erstellt ein Ideenprojekt, das basierend auf einem gleichseitigen Dreieck einen in zeittypischem Sockelbau errichteten, expressiv-geometrischen Bau in den Hang vorsieht. Auf Strasseniveau befänden sich die Garage/Tankstelle und die Parkplätze. Über eine schräggestellte Freitreppe würde man das im Hang liegende Geschoss mit Moteleingang, Réception und Restaurant erreichen. Über diesen sich stark in die Horizontale ausdehnenden Sockelbau würde der zweigeschossige Zimmerturm mit Blick über den Ägerisee und die Berge thronen als spitz in die Landschaft hineinweisende «Landmark».

Federers Projekt eines Motels mit rund 30 Betten gelangt zur Abklärung an die kantonalen Behörden. Mit der Bitte um Stellungnahme geht das Baugesuch an den Einwohnerrat Oberägeri. Da in der Gemeinde bereits eine stattliche Zahl Gästebetten zur Verfügung steht und die Neubauten des Ho-

tels Seestern und des Gasthofs Morgarten sowie Um- und Ausbauten der Gasthöfe Gulm und Eierhals zusätzliche 70 Gästebetten bringen, sieht der Einwohnerrat keinen Bedarf für einen weiteren Neubau und lehnt das auswärtige Projekt ab. Die Parzelle wird in der Folge aufgeteilt und 1967 mit zwei Wohnhäusern bebaut.

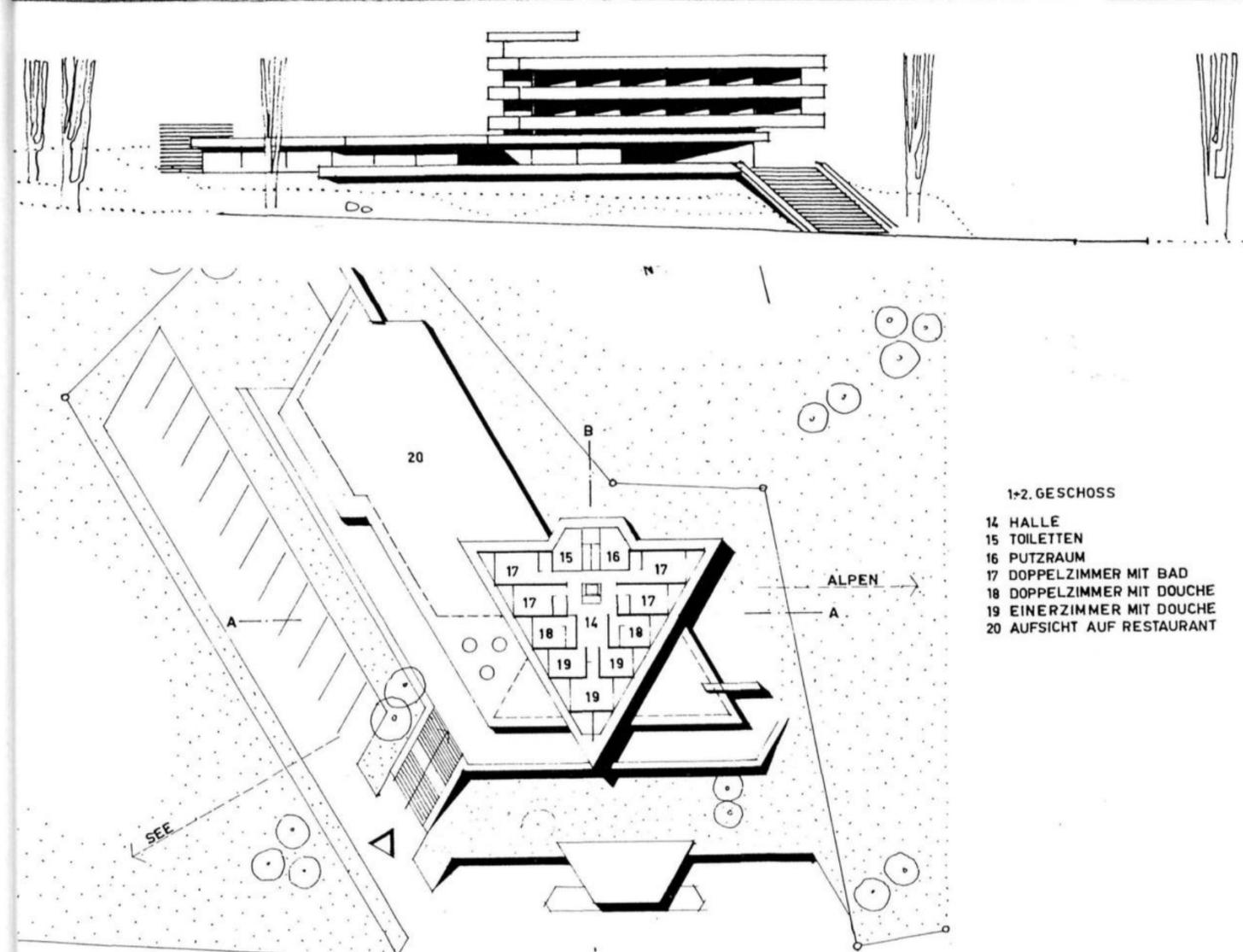
Zum Schluss

Das erste Motel im Ägerital bleibt – wie all die anderen vorgestellten Projekte – eine Idee auf Papier. Teilweise sind es die Zeitumstände, die wirtschaftlichen Möglichkeiten, die ein Projekt verhindert haben, wie beispielsweise die rasche Umsetzung der Zuger Seeuferplanung in den 1930er-Jahren. Oft waren die Ideen auch zu unrealistisch, wie bei der Chamer Stadtautobahn oder den wenig behutsamen Projekten zur Umgestaltung der Zuger Altstadt. Und doch sind diese Entwürfe 30 oder 40 Jahre später ausgezeichnete Zeugen von Architektur, die den Sprung in die Realisierung zwar nicht geschafft hat, aber trotzdem viel, wenn nicht gar mehr über die damalige Zeit, die Haltung und die Ideen der beteiligten Personen aussagt, als manches der gebauten Objekte.

Reto Nussbaumer, Jahrgang 1966, studierte Kunstgeschichte, Germanistik und Filmwissenschaft an der Universität Zürich. Er lebt und arbeitet in Zug als selbständiger Architektur- und Kunstbistoriker.

Zwischen Morgarten und Sattel (oben): Hier war das Motel 1962 geplant.

Pläne des Motels: der dreieckige Zimmerturm hätte einen Blick auf See und Landschaft ermöglicht.



- 1+2. GESCHOSS
- 14 HALLE
 - 15 TOILETTEN
 - 16 PUTZRAUM
 - 17 DOPPELZIMMER MIT BAD
 - 18 DOPPELZIMMER MIT DOUCHE
 - 19 EINERZIMMER MIT DOUCHE
 - 20 AUFSICHT AUF RESTAURANT

ese Ideen werden in totalitär ausgerichteten Staaten immer wieder angewandt – Albert Speers Projekte für das Dritte Reich seien hier nur als Beispiele genannt. ¹vgl. *Tugium*; Bd. Zug 1993, S. 73–86. ²vgl. Schindler, Conrad M.; Gyger, Max; *Die Katastrophe von Zug*; in: *Die Zuger Vorstadt, Gedenkschrift zum 100. Jahrestag der Vorstadtkatastrophe vom Juli 1887*; Zug 1987, S. 101–129. ³alle Zitate: *Zuger Volksblatt*; Nr. 6; 14.1.1931. ⁴vgl. Speck, Josef; Kamm-Kyburz, Christine; Kamm, Peter; *Die Vorstadt vor und nach 1887*; *Die Zuger Vorstadt, Gedenkschrift zum 100. Jahrestag der Vorstadtkatastrophe vom 5. Juli 1887*; Zug 1987, S. 51–97. ⁵*Schweizerische Bauzeitung*; Bd. 102; Nr. 2, 8. Juli 1933, 11. ⁶Leupin, Dietrich; *Die Stadt Zug, Eine städtebauliche Untersuchung*. Zürich 1970. ⁷Mein Dank geht an Markus Hiestand, Zug, für die Überlassung der Pläne. ⁸Jahresbericht Verkehrs- und Verschönerungsverein Zug 1946. ⁹Jahresbericht Verkehrs- und Verschönerungsverein Zug 1970. ¹⁰*Zuger Neujahrsblatt* 1966; Zug 1966, S. 55. ¹¹*Zuger Neujahrsblatt* 66; Zug 1966, S. 57. ¹²Wegmüller, K.; *Die Strasse lebt*; Vevey 1959, S. 100. ¹³vgl. dazu: Kammann, George; *Mit Autobahnen die Städte retten? Städtebauliche Ideen der Expresssassen-Planung in der Schweiz 1954–1964*; Zürich 1990, besonders S. 99–105. ¹⁴Schreiben des Regierungsrates des Kantons Zug an die eidgenössische Planungskommission vom April 1958. ¹⁵Beschluss des Regierungsrates des Kantons Zug vom 6. November 1962. ¹⁶Beschluss des Regierungsrates des Kantons Zug vom 28. November 1963.

Der Kanton Zug hatte im Jahr 2001 ein Bevölkerungswachstum von 1,5 Prozent. Dies ist das höchste der Schweiz. Das Wachstum der Schweiz betrug 0,6 Prozent.

Die «Grenzgänger» Jürg Schlumpf und Heinz Zobrist berichteten im «Zuger Neujahrsblatt 2002», wie sie in knapp 23 Stunden die 88 Kilometer Zuger Kantons Grenzen abschritten. Seit rund 500 Jahren stehen diese flächenmässigen Umrisse eines selbständigen Staatsgebietes fest, mit ausgebauten politischen Institutionen für über 100 000 Einwohnerinnen und Einwohner, für ein Staatsgebiet, das anderswo kaum der Fläche der grössten Farm oder eines Stadtteils entspricht.

Im Juni 2002 feierte der Kanton Zug 650 Jahre Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft. Kein lautes, überbordendes Volksfest – vielmehr eine Rück- und Neubesinnung auf die eigene Identität «im Zeichen der Solidarität und VerBUNDenheit».

Hat Zug als eigenständiger Kanton Zukunft? Hätte Zug eine politische Zukunft, wenn die augenfälligen Vorzüge als Wirtschaftsstandort entfielen? Was macht Zug als Kanton der Eidgenossenschaft über den Steuersatz hinaus unverwechselbar? Hier meine Vermutungen als Nachbar, als Schwyzer.

Zentralschweizer Visionen

Es ist bemerkenswert, dass die einzige Veränderung der schweizerischen Kantonsgebiete seit 1848 und der neuen Bundesverfassung nicht in der Zusammenführung, sondern in der Neugründung eines schweizerischen Kantons geschah. Im Jahre 1978 haben Volk und Stände der Eidgenossenschaft der Gründung des Kantons Jura zugestimmt.

Gegenläufige Bestrebungen wie etwa die Zusammenführung der beiden Basel sind gescheitert. Erst kürzlich haben die Stimmberechtigten der Kantone Waadt und Genf der Idee einer möglichen Fusion ihrer

Staatsgebiete eine deutliche Abfuhr erteilt. Das vor wenigen Jahren aufgeworfene Postulat zur Schaffung eines gemeinsamen Innerschweizer Kantons von Uri bis Luzern, von Obwalden bis Zug wird kaum mehr diskutiert. Im Jahre 1998 hat der Urner Landrat anlässlich der Feiern zum 150-jährigen Bestehen der Bundesverfassung das Stadtparlament von Zürich, nicht das von Luzern zu einer Begegnung eingeladen. Zug und Schwyz können politische, kulturelle und wirtschaftliche Gründe aufführen, die eine engere Zusammenarbeit mit Zürich legitimieren würden. Die Zukunftsperspektive von Zug erfüllt sich höchst wahrscheinlich nicht in einer zentralschweizerischen Kantonsfusion, die im übrigen das Gewicht der Region in den bundesstaatlichen Institutionen, im Ständerat etwa, nicht stärken, sondern eher schwächen würde.

Und der Status Quo?

Globalisierung und grenzüberschreitende Kommunikation sollten nicht darüber hinweg täuschen, dass immer noch viele Menschen ihr Leben in geografisch recht eng umschriebenen Gebieten gestalten, mittags zuhause essen, kaum je auswärts schlafen und die Ferien daheim verbringen. Als

Grenzen, wie sie bis etwa 1800 bestanden, empfinden die Menschen in Zug ihr Stadt- oder Kantonsgebiet nicht mehr. Das, was früher an der Kantonsgrenze Fremde bedeutete – kantonale Währungen und Posttarife, Ein- und Ausfuhrbestimmungen –, ist längst aufgehoben. Andere Aspekte der Fremde, wie etwa konfessionelle Unterschiede, sind für viele Menschen bedeutungslos geworden. Fremd ist weit entfernt, an der Sprach- oder Landesgrenze, oder dann ganz nah, im Wohnblock mit den vielen Asylsuchenden, aber nicht mehr im Sihlwald oder am Zugersee.

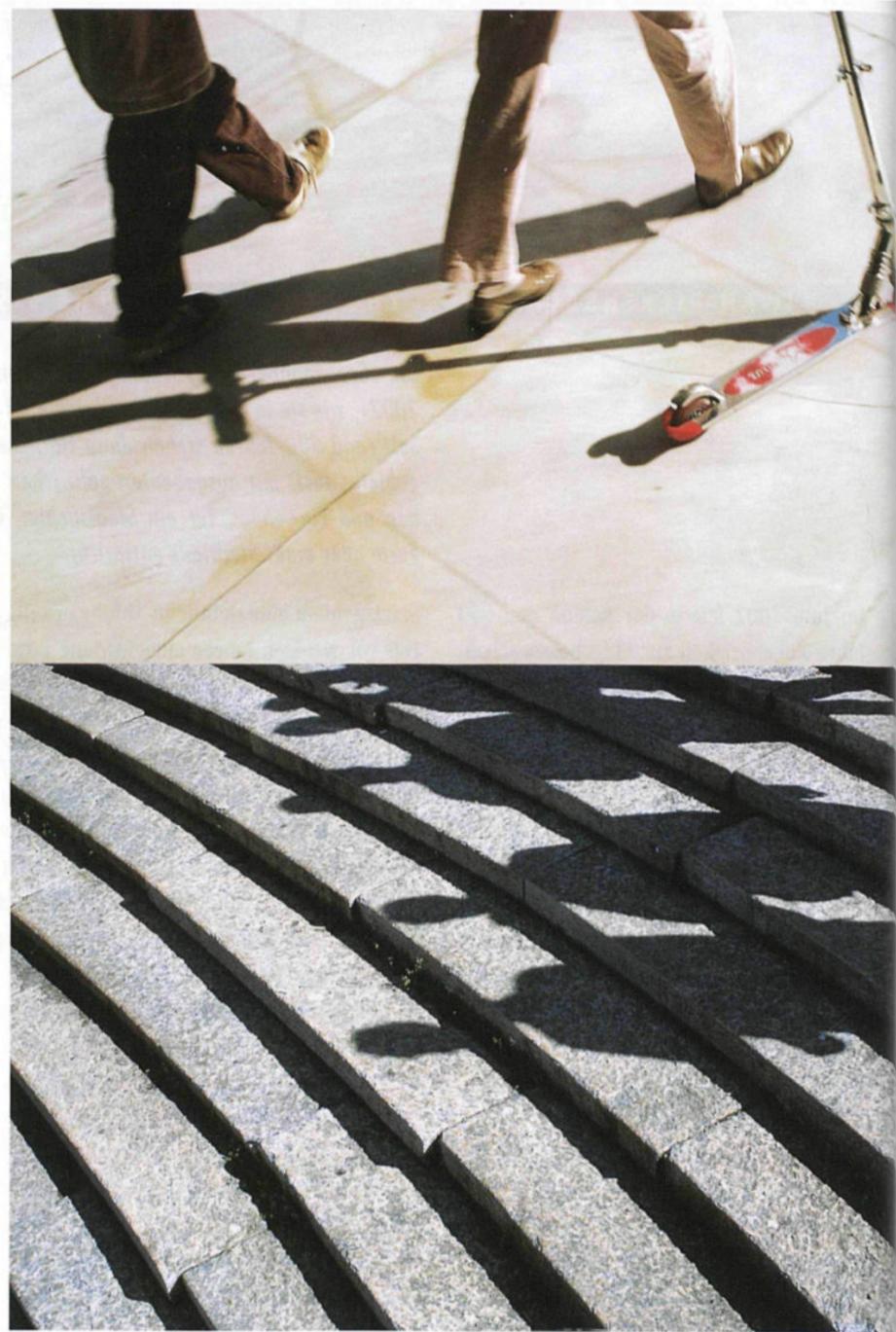
Grenzen haben sich für viele Menschen verschoben, verschachtelt, überlagert. Der Ausgangsrayon der Jugendlichen am Wochenende überschreitet nicht nur die Gemeindegrenze. Die Pendlerzüge zwischen Erstfeld und Zürich verkehren im Halbstundentakt und werden von Jahr zu Jahr länger. Einige Fanclubs des EV Zug reisen schneller zu Auswärtsspielen ihrer Lieblinge als in die Zuger Herti. Ihr berufliches Rüstzeug holen junge Innerschweizerinnen und Innerschweizer dort, wo sich das beste Angebot mit ihren Ansprüchen trifft. Und wenn es um die persönliche Gesundheit geht, wissen Innerschweizerinnen und Innerschweizer die

Leistungen spezialisierter Zentren ausserhalb der Wohnregion zu nutzen.

Die Lebensräume der meisten Zugerinnen und Zuger sind nicht global, sie beschränken sich aber auch nicht auf das eigentliche Kantonsgebiet. Es ist darum folgerichtig, wenn Zentren wie Zürich oder Luzern, die beitragen, die sozialen, kulturellen, wirtschaftlichen Grundbedürfnisse der Zuger Bevölkerung zu garantieren, eine Gegenleistung erwarten. Das grosse eidgenössische Projekt der neuen Aufgabenteilung zwischen Bund und Kantonen und des neuen Finanzausgleichs zwischen den Kantonen möchte den veränderten Lebensgewohnheiten der Menschen Rechnung tragen. Der Status Quo kantonaler Zuständigkeit und kantonaler Verpflichtung ist revisionsbedürftig, so, wie es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts notwendig war, kantonale Währungen, Zölle, Posttarife und Gewichte zu Gunsten nationaler Normen aufzugeben.

Zug ist anders

Zug wird von seinen Nachbarn, in der Eidgenossenschaft und darüber hinaus als eigenständiges Gebiet wahrgenommen – und dies nicht nur als Steuerparadies. Der südliche Nachbar Schwyz, aber auch einzelne Gemeinden anderer Innerschweizer Kantone, haben in dieser Beziehung im letzten Jahrzehnt ebenfalls an Attraktivität zugelegt. Zug ist jedoch anders. Die offene Zuger Landschaft, die auch weite Teile des Zuger Berglandes prägt, wirkt auf Anhiel einladender als der geschlossene Talkessel von Schwyz. Die offene Landschaft prägt



die Menschen und ihr Verhalten. Die Kleinstädte Zug, Cham oder Baar wirken urbaner als ihre ähnlich grossen Nachbarn Einsiedeln, Schwyz oder Emmenbrücke, bis hin zur Art, wie sich die Menschen kleiden, bewegen, unterhalten. Darum entscheiden sich Menschen aus urbanen Zentren leichter, in der Zuger Land-

schaft Wohnsitz zu nehmen als südlich des Goldauer Bergsturzes oder des Loppers. Schwyz, Altdorf oder Stans muss man in ihren Qualitäten selbstaktiv entdecken. Zug lädt wie Luzern ein, mit attraktiven Arbeitsplätzen, mit städtisch wirkenden Zentren, mit Freizeitangeboten und attraktiven kulturellen und schulischen Angeboten. Und Zug

Verschwimmende Grenzen, sich überlagernde Terrains: Der Steinboden vor der Zuger Kantonalbank am Postplatz (oben), die barocke Treppe beim Kloster Einsiedeln.

schaffte es bisher, die vielen Zuziehenden weitgehend zu integrieren, Tradition und Geschichtsbewusstsein der eingesessenen Bevölkerung mit den Gewohnheiten und Fähigkeiten der Neubürger zu verbinden. Es ist keine Seltenheit, als Auswärtiger von einem Zuger Neubürger stolz in ein Zuger Traditionslokal eingeladen zu werden.

In Zug entdeckt man eine Symbiose von Tradition und Weltoffenheit: Hier siedeln sich internationale Firmen an – gleichzeitig pilgern die Schützen ans traditionelle Fest in Morgarten.

Im übrigen sprechen die Zahlen für sich: Der Kanton Zug weist ein aussergewöhnlich hohes Wachstum auf – in den letzten zehn Jahren nahm die Wohnbevölkerung um rund 17 Prozent zu. Einzelne Gemeinden wie z. B. Risch erfuhren in der gleichen Zeit geradezu astronomische Bevölkerungszunahmen von bis zu 34 Prozent. Der Regierungsrat erwartet eine Zunahme der Gesamtbevölkerung auf rund 125 000 Einwohnerinnen und Einwohner in den nächsten 20 Jahren.

Die Belastung vom 27. September 2001

Zu vermuten wäre, dass eine rasch wachsende Gemeinschaft an Stabilität verliert. Die Zuger Gemeinschaft hat am 27. September 2001 14 ihrer Mitbürgerinnen und Mitbürger bei der Ausübung ihres Dienstes an der Öffentlichkeit verloren. Hunderte von Menschen sind als Angehörige, Freunde, Arbeitskolleginnen und Arbeitskollegen direkt mitbetroffen gewesen. Die Verarbeitung des bisher unvorstellbaren Ereignisses

ohne voreilige Schuldzuweisungen, ohne Ausbrüche gegen andere Aussenseiter war möglich, weil die Zuger Bevölkerung die Trauer sichtbar mitgetragen hat und Zeichen der Verbundenheit zeigte, wie sie bei der grossen Heterogenität der Bevölkerung selten sichtbar werden. Aber diese positiven Kräfte sind noch da und sind tragfähig, auch für jene Menschen, deren Selbstkontrolle an Grenzen stösst. Es ist symptomatisch, dass sich der Regierungsrat des Kantons Zug im Nachgang der schrecklichen Ereignisse nicht auf die Verstärkung polizeilicher Sicherheitsdispositive beschränkte, sondern die Schaffung einer Stelle eingeleitet hat, die sich mit der Anhörung von Bürgeranliegen befassen soll, die sonst im alltäglichen Verwaltungsbetrieb marginalisiert zu werden drohen. Aus dem Unglück kann eine Institution entstehen, die für andere Gemeinwesen wegleitend werden kann.

Die Zukunftschancen

Kleine Gemeinschaften wie die Zuger Bevölkerung und ihre Institutionen können sich nicht darauf beschränken, sich selber zu genügen. Dies gelingt auf Dauer nicht einmal grossen Nationen. Der Wille zur Selbstständigkeit muss mit Interessen stärkerer Nachbarn vereinbart werden können. So war es im 14. Jahrhundert, wo es nicht im Interesse der Zürcher und der Luzerner lag, den Selbsterhaltungswillen der Zuger den Schwyzer Expansionsgelüsten zu opfern. So wird es auch in Zukunft darum gehen, Eigeninteressen mit möglichst vielen Fremdinteressen in Einklang zu bringen.

Die Lage von Zug mitten in der Schweiz und in Europa verbietet denkbare Optionen in Richtung von Offshore-Finanzplätzen. Selbst grössere Körperschaften mit wirtschaftlichen Standortvorteilen, wie etwa das Grossfürstentum Luxemburg, können ihren Handlungsspielraum nur im Einklang mit ihrem wirtschaftlichen und politischen Umfeld erhalten und entwickeln. Was für Zug gilt, gilt im übrigen für die Schweiz insgesamt. Die Chancen liegen im Nutzen, den Zug für die Region und für die Eidgenossenschaft erbringt.

Zug als Region zum Beispiel, in der die überkommunale Zusammenarbeit mit neuen demokratisch kontrollierten Organen weiterentwickelt wird. Wenn in der Schweiz einzelne Gemeinwesen in der Erfüllung verpflichtender Aufgaben überfordert sind, bieten sich traditionellerweise drei Lösungsmöglichkeiten an: Die übergeordnete Körperschaft übernimmt die Aufgabe, zwischen gleichwertigen Körperschaften werden Zweckverbände gegründet oder im Extremfall werden Körperschaften fusioniert, beziehungsweise in grösseren Gemeinwesen eingemeindet. Bisherige Lösungen führen oft zu mehr Bürgerferne in der Lösung der Aufgaben oder zur Verpflichtung kleinerer Körperschaften, sich den Leistungsdefinitionen und Lösungen grösserer Gemeinden ohne eigentliche Mitbestimmungsrechte unterzuordnen. Denkbar wären Modelle wie die früheren Schulgemeinden, die über die politischen Gemeindegrenzen hinweg eine eigene Steuerhoheit, eigene Wahlverfahren und Institutionen

kannten, die von der zugehörigen Bürgerschaft kontrolliert wurden, wie die politische Gemeinde oder die Kirchgemeinde. Die Gemeindebürger von Cham wären zum Beispiel gleichzeitig Bürger der «Sicherheitsgemeinde Ennetsee» und der «Gemeinde öffentlicher Verkehr Lorzenstadt». Die mehrfache und gebietsmässig nicht identische Zugehörigkeit zu verschiedenen Körperschaften ist nicht neu, sie könnte erfindungsreich weiterentwickelt werden. Zug könnte zum Impulsgeber für eine Neuausrichtung des schweizerischen Föderalismus werden.

Zug hat in der Vergangenheit bei der Kontrolle und Bekämpfung von Wirtschaftsverbrechen Pionierarbeit geleistet. Die Sicherheit, die Sauberkeit eines Finanzplatzes wird in Zukunft ein bedeutsames Wettbewerbsmoment zwischen den Finanzplätzen der Welt werden. Sollte Zug den Ehrgeiz entwickeln, ein Hochschulstandort zu werden, böte sich hier in Zusammenarbeit mit einer bestehenden Hochschulinstitution ein für die Entwicklung von Zug und des Finanzplatzes Schweiz lohnendes Ziel an.

Investitionen im Bildungsbereich wirken sich auf Dauer auf die wirtschaftliche Prosperität einer Region aus. Zug profitierte in der Vergangenheit vom Unternehmergeist, von den Investitionen religiöser Gemeinschaften im Bildungswesen. Mit dem Rückzug vieler religiöser Gemeinschaften aus dem Bildungsbereich entsteht eine Bildungslücke, die allenfalls durch zeitgemässe staatliche Angebote ersetzt werden kann. Die Stadt Zug zeigt in guten Ansät-

zen, wie neue Bedürfnisse gedeckt werden können, von der Förderung von Spezialabgabungen bis zur Entwicklung nachhaltiger und wirtschaftlich tragbarer Familien unterstützender Strukturen im Bildungswesen. Die Erneuerungsfähigkeit staatlicher Institutionen hängt vor allem von der Leistungsfähigkeit der Institutionen, der Attraktivität politischer Ämter für leistungsfähige Menschen und vom Ansehen der politischen Arbeit in den Augen der Bevölkerung ab. Nach einer langen Zeit der Herabwürdigung politischer Tätigkeit ist die Erwartung der Bevölkerung in die Leistungen des Staates wieder gestiegen. Krasses Versagen wirtschaftlicher Institutionen haben zu diesem Meinungsumschwung beigetragen. Engagement im Staat kann wieder Ansehen und Anerkennung bewirken, wichtige Triebfedern für das Erbringen von ausserordentlichen Leistungen. Nutzniesserin dieser Entwicklung ist ohne Zweifel die Verwaltung, die es heute besser versteht, gut ausgebildete und gestaltungswillige Kader mit attraktiven Aufgaben und Gestaltungsmöglichkeiten zu gewinnen.

Das seit 1894 eingeführte Proporzwahlrecht für den Regierungsrat erleichtert es kleineren Parteien, Gruppierungen und Bürgerbewegungen, sich politisch auf der Ebene der Exekutive einzubringen und aktiv Zuger Politik mitzugestalten. Die Auswahl an erfahrenen Persönlichkeiten für höchste Exekutivämter ist deshalb hoch. Schwieriger haben es die politischen Parteien, geeignete Kandidatinnen und Kandidaten für die vielen Legislativ- und Exekutiv-

funktionen in den Gemeinden und in übergeordneten Gremien zu finden. Zu dieser Schwierigkeit trägt bei, dass die traditionellen Parteien Mühe bekunden, Mitglieder zu gewinnen und zu halten. Das politische Heimatgefühl, das die traditionellen Parteien zu erzeugen vermochten, ist den meisten abhanden gekommen. Ohne eindeutige Profile und sachpolitische Abgrenzungen aber verkommen Wahlen und Abstimmungen zu Scheingefechten, in denen es letztlich nur noch um Machtansprüche geht. Parteipräsidenten bürgerlicher Parteien im Kanton Zug haben daher auch schon laut darüber nachgedacht, ob die Abgrenzungen zwischen ihren Parteien noch zeitgemäss sind. Vielleicht könnte im Kanton Zug eine Erneuerung der bürgerlichen Parteienlandschaft beginnen, nachdem linke und nationalkonservative Parteien im letzten Jahrzehnt bewiesen haben, wie sie mit profilierten thematischen Positionsbezügen die Zuger Bevölkerung zu gewinnen wissen.

Zuger Politik war und ist eine aktive und teilweise auch ausgesprochen kontroverse Angelegenheit. Der Stand Zug ist denn auch nicht ein «Nachtwächterstaat», der sich einzig um gute wirtschaftspolitische Rahmenbedingungen sorgt. Sachlich geführte Auseinandersetzungen, eine aktive Politik von Seiten der Regierung, die auch einen dezidierten Positionsbezug in Wahlen und Abstimmungsfragen nicht ausschliesst, sowie kontroverse politische Diskurse, wie jüngst etwa über einen Regierungsratsentscheid, der das Mitwirken



von über 65-Jährigen in Kommissionen verbietet, gehören zum politischen Alltag.

Chancen als Scharnier

Der Kanton Zug als politische Einheit im Verbund der Eidgenossenschaft ist für absehbare Zeit nicht in Frage gestellt. Die regionalen Stimmen, die eine Fusion der Zen-

tralschweizer Kantone befürworteten, fanden ein geringes Echo. Die eidgenössische Politik ist auf die Neubelebung des föderalistischen Staates in seiner heutigen Form ausgerichtet. Zur Debatte steht nicht die Existenz des Kantons Zug, aber die Frage seiner Bedeutung in der Region und in der Eidgenossenschaft. Die Reputation des Kan-

tons liegt weitgehend im Einfluss, in der Macht der Zugerinnen und Zuger und ihrer politischen Führung. Die Voraussetzungen des Kantons, eine eigentliche Scharnierfunktion zwischen Tradition und Zukunft, Stadt und Land wahrzunehmen, sind nach wie vor gegeben. In den Spannungsfeldern zwischen Tradition und Zukunft, zwischen Stadt und Land, jüngerer und älterer Generation eröffnen sich Handlungsräume, die mit neuen Lösungen, neuen Ideen gestaltet werden müssen. Der Kanton Zug und die Zuger Gemeinden sind finanziell und strukturell in der Lage, neue Lösungswege zu erproben. Sie haben es in der Vergangenheit zum Beispiel bei der Bekämpfung des organisierten Verbrechens oder in der Entwicklung des beruflichen Ausbildungswesens eindrücklich getan. Themen wie Stadtentwicklung und -planung sowie die Bildung und sinnvolle Verknüpfung von regionalen Zentren werden diskutiert. Diese Innovationen waren und sind mit politischen Persönlichkeiten verbunden, die mit ihren Parteien Konturen zeigten und Positionen bezogen. Das politische Potenzial ist im Kanton Zug vorhanden, es muss in der nachfolgenden Generation nur noch besser aktiviert werden.

Iwan Rickenbacher, Jahrgang 1943, Prof. Dr. phil. I, war Direktor des Lehrerseminars in Schwyz und Generalsekretär der CVP Schweiz. Heute ist er als Kommunikationsberater in Schwyz (seit 1992) und als Honorarprofessor für politische Kommunikation an der Universität Fribourg (seit 2000) tätig.

Näher gerückt und deshalb Teil der Region Zug: das Kultur- und Kongresszentrum Luzern und der Bahnhof Zürich.

Die Zahl der Beschäftigten im Kanton Zug ist zwischen 1987 und 2001 um 22 Prozent gestiegen.

Wo steht der Finanzplatz Zug heute?

Lengwiler: Wir sollten heute eigentlich eher vom Handels- und Dienstleistungsplatz Zug sprechen. Als Finanzplatz im engeren Sinne profitierte Zug lange von der starken Präsenz der Grossbanken, welche mehrere hundert Angestellte in Zug hatten. Das ist vorbei. Zug ist heute aus Sicht der Grossbanken zwar ein interessanter Platz, wird aber von Zürich aus bewirtschaftet.

Ist das ein Grundproblem: Zug wird nur als Finanzplatz wahrgenommen und ist es eigentlich gar nicht?

Müller: Schon der Name unseres Handels- und Dienstleistungsverbandes zeigt weitere Facetten auf. Ich würde folgende Gewichtung vornehmen: Zug ist ein Dienstleistungs-, Handels- und Industrieplatz – in dieser Reihenfolge! Dabei ist zu betonen, dass Zug kein typischer Vermögensverwaltungsplatz ist wie Genf, Lugano oder Zürich. In den Medien wird Zug oft fälschlicherweise als Finanzplatz bezeichnet.

Lütli: Der Wirtschaftsplatz Zug hat sehr gute Zeiten hinter sich. Aber die veränderten Rahmenbedingungen haben in unserer Branche bewirkt, dass die Hochkonjunktur abgeflacht ist. Der Boom der zahlreichen Gründungen von Gesellschaften ohne Substanz in Zug ist vorüber. Daher benötigen wir dringend neue Visionen und eine neue

Die Region Zug schaut auf eine wirtschaftliche Erfolgsgeschichte zurück. Die Pioniere des Zuger Wirtschafts- und Finanzplatzes sind abgetreten; nun diskutieren jüngere Fachleute über die Stärken und Schwächen Zugs – und darüber, was in Zukunft sein wird.

Ausrichtung, bei welchen unsere Stärken zum Tragen kommen. Wir sind heute an einem Wendepunkt.

Wird das einen Abbau in der Treubandbranche zur Folge haben?

Lütli: Nein. Die Verwaltung ist nach wie vor gefragt, zudem wird die Rechnungslegung immer anspruchsvoller. Aber es geschieht etwas anderes: Wir kommen wieder auf den inländischen Markt zurück; die Off-Shore-Geschäfte, welche auch dazu beigetragen haben, den Wirtschaftsplatz Zug so bedeutend zu machen, sind im Schwinden begriffen. Die Konkurrenz innerhalb der Branche ist massiv gestiegen, der Markt ist transparenter geworden und heute verlangt der Kunde immer mehr Gegenleistung für sein Honorar.

Neese: Tatsächlich sind wir an einem Wendepunkt angelangt. Wir sind kein Off-Shore-Platz mehr! Der Boom der zahlreichen Gründungen von Gesellschaften ohne Substanz in Zug ist vorüber. Die grossen Jahre mit wöchentlich erfolgten Ansiedlungen grosser Firmen sind vorüber. Die Domizilgesellschaft ist ein Auslaufmodell. Früher holte man sich als Anwalt möglichst viele Domizilgesellschaften, das ist heute schon äusserst fragil.

Die Rahmenbedingungen vor allem in der EU haben sich so verändert, dass wir uns

davon verabschieden müssen. Wir müssen jetzt dafür sorgen, dass Personen und Firmen nach Zug kommen, die hier ein reales Geschäft ausüben. Dazu benötigen wir entsprechende Rahmenbedingungen. Damit meine ich nicht nur Büroräume, sondern auch Wohnflächen. So kommen wir automatisch weg vom Image des «Paradieses für Briefkastenfirmen», denn das ist es nicht mehr.

Was sind die spezifischen Stärken des Wirtschaftsplatzes Zug?

Lengwiler: Die Überschaubarkeit des Ortes, die vorteilhafte Steuersituation, das politische Umfeld, das gewaltige Entwicklungspotential bei den Immobilien in der Stadt. Mich beeindruckt, dass bezugsbereite Liegenschaften in Bahnhofsnähe verfügbar sind, namentlich auf dem Gelände der Siemens/Landis & Gyr. Hier kann Zug beispielsweise gegenüber der Stadt Luzern einen nicht unbedeutenden Vorteil vorweisen.

Müller: Wir haben eine langjährige Dienstleistungstradition. Dazu kommt die geographische und wirtschaftliche Nähe zum Wirtschaftsstandort Zürich. Andererseits befinden wir uns an der Schwelle zur Innerschweiz. Unser Herz schlägt zentralschweizerisch, unser wirtschaftlicher Verstand lässt uns in Richtung Zürich blicken: Das gibt eine produktive Mischung.

Diskutierende:
Marianne Lütli,
Luka Müller,
Martin Neese,
Christoph Lengwiler.
Moderation:
Michael van Orsouw.

Martin Neese:
«Wir sind kein Off-Shore-Platz mehr!»

Marianne Lüthi: «Einzelfälle weden durch die Medien aufgebauscht.»

Neese: In der Tat sind ausländische Kunden davon angetan, dass Zug offen, gleichzeitig überschaubar und ländlich geblieben ist. Das ist sehr spezifisch für Zug. Ebenso wie die kurzen Wege in Zug. Man kann sehr schnell viel bewegen. Man kann sich viele Sitzungen ersparen, weil man sich trifft und kennt. Dazu kursiert ein lustiges Bonmot: Wenn Bankpräsident Walter Weber von sich zuhause an der Artherstrasse bis zur Zuger Kantonalbank am Postplatz gelaufen ist, hat er die Hälfte der Kundengespräche bereits erledigt.

Lütthi: Eine weitere Stärke ist die grosse Ressource an gut ausgebildetem, mehrsprachigem Personal. Zug ist wirklich ein attraktiver Arbeitsort.

Lengwiler: Und man darf die Stadt nicht mit dem Kanton Zug gleichsetzen: In den Gemeinden rund um die Stadt gab es in den letzten Jahren viele erfolgreiche Neugründungen von Firmen. In den Bereichen Informatik, Mikrotechnologie, Medizintechnik usw. ist der Kanton Zug besser vertreten, als man gemeinhin annimmt.

Das tönt alles wunderbar. Doch gibt es unzweifelhaft auch Schwächen des Wirtschaftsplatzes Zug!

Lütthi: Ja, klar. Das schlechte Image. Einzelfälle, bei denen sich Firmen oder Personen unseriös oder gar illegal verhalten, werden durch die Medien aufgebauscht. Das wirft ein schlechtes Licht auf den Wirtschafts-

raum Zug. Die Gesamtheit der Unternehmungen dagegen wirtschaftet solid und seriös. Leider verfallen wir Zuger beim Vorhalten solcher Vorurteile stets in eine Abwehr- und Verteidigungshaltung; wir gehen zu wenig offensiv mit unseren Stärken um. Nicht nur die Wirtschaftsverbände, sondern auch die Regierung muss unseren Wirtschaftsplatz selbstbewusster vertreten.

Neese: Wenn irgendein Anlagebetrug in Zürich stattfindet, ist das eine Randnotiz in den Zeitungen; wenn das Gleiche in Zug auffliegt, wird daraus ein riesiger Artikel gemacht. Ausländische Steuerbehörden sind beim Namen Zug gleich sensibilisiert, das ist keineswegs gerechtfertigt. Dabei ist die Zuger Politik kein Geschenk des Himmels, sondern das Resultat jahrzehntelanger Arbeit.

Müller: Wir sollten selbstbewusster auftreten. Die Wirtschaftsstruktur ist heute gut. Mittelfristig wird aber aufgrund der internationalen Konkurrenzsituation der Zuger Steuervorteil schwinden. Nur schon deshalb müssen wir heute überlegen, wie wir diese Lücke morgen füllen werden. Wenn wir es verpassen, uns dazu Gedanken zu machen, kann das eine Schwäche werden.

Neese: Wir haben ein riesiges Problem mit der Glaubwürdigkeit. Man glaubt uns nicht, dass wir nur Firmen mit sauberen Geschäften möchten.

Müller: Das ist eine Frage des Selbstbewusstseins. Wir müssen unser Image nicht aufgrund einer Abwehrhaltung aufbauen, sondern auf unseren Stärken.

Lengwiler: Ja, die Zuger sollten dazu stehen, dass Zug ein attraktiver Standort ist!

Die Verlegung des Wohn- oder Firmensitzes in den Kanton Zug ist ja völlig legal. Ein Problem ergibt sich nur, weil sich bei jenen Personen, die in Hochsteuerkantonen zurückbleiben, ein gewisser Unmut aufbaut. Das bringt man mit einer Imagekampagne nicht weg. Das einzige, was man besser kommunizieren kann, ist, dass man keine dubiosen Firmen möchte.

An welches Image glauben die Zugerinnen und Zuger selber?

Lütthi: Sie haben grundsätzlich eine gute Meinung und wissen um die starken Vorteile. Die Anstrengungen der Wirtschaftsverbände zu Prävention und zur Verbesserung des Images des Wirtschaftsplatzes Zug zeigen sich auch beispielsweise in der Vorreiterrolle, die Zug bei der Bekämpfung der Geldwäscherei eingenommen hat, auch wenn das von aussen teilweise wiederum negativ ausgelegt worden ist.

Müller: Wir haben die erste und grösste Selbstregulierungsorganisation der Schweiz aufgebaut – dadurch haben wir die Diskussion noch mehr auf uns gezogen. Wir bekamen links und rechts Ohrfeigen. Mit guter Arbeit in dieser Selbstregulierungsorganisation (SRO) werden wir unser Ziel letztlich erreichen und die SRO zu einem Qualitätsmerkmal für unseren Standort machen. Weil die Argusaugen auf Zug gerichtet sind, müssen wir besser sein als die anderen.

Neese: Das ist gar nicht schlecht.

Schwächen in der Infrastruktur, die sich wirtschaftlich auswirken, wurden

nicht genannt. Gibt es die nicht?

Müller: Doch. Infrastrukturelle Schwächen sind zunächst beim Verkehr zu orten. Die Verbindungen zum und im Wirtschaftsstandort Zug sind im Bereich Strassenverkehr schlecht, im öffentlichen Verkehr besser, aber noch nicht ausreichend. Die Schnellzüge nach Zürich und Luzern müssen im 20-Minuten-Rhythmus verkehren.

Neese: Wir haben in der Stadt Zug noch das gleiche Verkehrsnetz wie vor 50 Jahren, trotz immensem Bevölkerungs- und Mobilitätswachstum! Ein Unternehmen braucht Parkplätze, egal, wie gut der öffentliche Verkehr ist. Da besteht eindeutig Nachholbedarf.

Lütthi: Parkplätze für Zu- und Weg-Pendler hat es zu wenig, es fehlt ein leistungsfähiges Park-Ride-System.

Gibt es gescheiterte Ansiedlungen, weil der Wohnraum fehlte?

Neese: Ja, solche Beispiele habe ich mehrfach erlebt. Mietobjekte sind fast keine auf dem Markt, Wohneigentum erwerben dürfen die Ausländer nicht. Das ist ein echtes Problem. Für EU-Bürger lockern sich nun diese Bestimmungen – zum Glück!

Lengwiler: Der Wohnraum ist in der Tat sehr knapp. Gleichzeitig hat aber die enorme Bautätigkeit im Kanton Zug dazu geführt, dass eine Qualität Zugs verloren geht: Es ist hier nicht mehr so schön, wie immer gesagt wird. Die Zersiedelung ist enorm und früher oder später wird der Kanton Zug zur Häuserwüste. Zug muss dem Erhalt seiner Wohnattraktivität mehr Sorge tragen.



Detail in einer Zuger Anwaltskanzlei: Die Zeit der schnellen Geschäfte ist vorbei.

Marianne Lüthi, Jg. 1956, dipl. Treuhandexpertin, Inhaberin der KD Zug-Treuhand AG, Präsidentin der Zuger Treuhändervereinigung, wohnt in Walchwil.

Christoph Lengwiler, Jg. 1959, Prof. Dr. oec. publ., Leiter des IFZ Institut für Finanzdienstleistungen Zug der Hochschule für Wirtschaft HSW, wohnt in Kriens.

Luka Müller, Jg. 1964, Dr. iur., Rechtsanwalt, LL.M., Präsident des Handels- und Dienstleistungsverbandes Zug und Partner von MME Rechtsanwälte Zug/Zürich, wohnt in Zürich.

Martin Neese, Jg. 1961, Dr. iur. LL.M., Rechtsanwalt und Notar, Partner bei Stadlin Advokatur/Notariat, wohnt in Baar.

Luka Müller: «Wir sind ein Spieler der Mannschaft Schweiz!
Unser Ziel ist es, dass die Schweiz in der ersten Liga spielt.»

Ist der Kanton Zug auch in diesem Punkt an einem Wendepunkt?

Lütthi: Ja, dies ist eine wichtige Rahmenbedingung, die uns in den Zukunftsvisionen einengt. Der Wohnraum ist begrenzt. Das Wachstum wird dadurch eingeschränkt und muss somit qualitativ erfolgen.

Lengwiler: Es wäre vielleicht sogar klüger, Hochhäuser zu erstellen, als weitere Hektaren Land zu überbauen. Es gibt mittlerweile im Kanton Zug einige Quartiere, in denen ich nicht im Traum wohnen möchte.

Neese: Wir müssen aufpassen, ein Gleichgewicht zwischen Wohnraum und Arbeitsplätzen zu erhalten. In der Stadt Zug haben wir ein Missverhältnis, was dann die grossen Pendlerströme verursacht.

Lengwiler: Um das zu hinterfragen, darf man nicht einzelne Gemeinden anschauen, sondern es braucht den Blick auf die ganze Region. Und so betrachtet, stimmt das Verhältnis noch. Trotzdem kann man diskutieren, ob das Bevölkerungs- und Wirtschaftswachstum weiterhin anhalten soll wie in der Vergangenheit.

Welche Strategien entwickeln Sie für den Wirtschaftsplatz Zug?

Müller: Wir müssen die bereits vorhandene Internationalität nutzen und uns noch stärker zu einem qualitativ hochwertigen Standort für internationale Headquarters im Bereich Dienstleistung und Handel und uns zu einem innovativen Standort für Hochtechnologieunternehmen im Bereich Industrie weiterentwickeln. Da haben wir aufgrund unserer Lage, unserer Tradition und

unserem Know-how ein grosses Potential.

Neese: Das Wachstum muss qualitativ hochwertig sein. Die Lebenshaltungskosten in Zug sind viel zu hoch für personalintensive Produktion, dazu haben wir auch zu wenig Entwicklungspotential. Zug ist prädestiniert für Konzernbereiche internationaler Firmen, zum Beispiel IT-Abteilungen, Einkaufs-, Finanz- oder Holdinggesellschaften.

Lütthi: Ich sehe das ähnlich. Wir müssen den Nachwuchs fördern und die Jugendlichen dazu anhalten, qualitativ gute Ausbildungen zu absolvieren. Etliche Lehrstellen sind auch in Zug verloren gegangen, deshalb finde ich es vorbildlich, was der Zuger Berufsbildungsverbund und das Institut für Finanzdienstleistungen anbieten. Bildung und Weiterbildung sind Bereiche, die wir weiter vorantreiben sollten.

Lengwiler: Danke für das Kompliment. Es ist sicher auch für den Standort Zug von Vorteil, dass in Zug das schweizerisch führende Fachhochschulinstitut im Finanzbereich daheim ist, auch wenn nur ein Fünftel der Studierenden aus der Region Zug stammt. Bei der Vision für den Wirtschaftsplatz Zug muss man sich fragen, wie weit das Wachstum weiter gehen soll. Dabei soll man auf Bereiche setzen, in denen eine nachhaltige Entwicklung möglich ist. Damit meine ich zukunftssträchtige Branchen wie Informatik, Biotechnologie, Elektronik, Nanotechnologie, Mikrotechnik etc. Hier steht Zug mit vielen Standorten in der Schweiz im Wettstreit.

Man spricht heute viel von Clustern. Welcher Cluster wäre für Zug am besten?

Lengwiler: Ich bin kein Freund dieser Cluster-Theorie. Man kann nicht Firmen eines bestimmten Bereichs holen. Die Firmen entscheiden selber, wohin sie gehen.

Müller: Cluster können ein Attraktionspunkt unter vielen sein, aber es gibt keine Kantonscluster – ausser bei den Steuern.

Lengwiler: Ein gutes Beispiel für einen Cluster ist der Rohstoffhandel in Zug. Eine Firma kam, dann gab es zahlreiche Spin-Offs, die sich in Zug ausgebreitet haben. Das hat sich aber eher zufällig entwickelt.

Lütthi: Steuern sind ein wichtiger Standortvorteil, aber nicht der einzige. Die kurzen Wege bei der Verwaltung, die politische Sicherheit, die guten Lebensbedingungen sind ebenfalls auch sehr wichtig. Dazu müssen wir Sorge tragen.

Lengwiler: Zug wird steuerlich nicht so schnell unattraktiv. Kanton und Gemeinden haben gewaltig investiert. Das wird in den nächsten 30 bis 40 Jahren positive Auswirkungen haben. Auch wenn die Investitionen im Strassenverkehr hoch ausfallen werden, ist das Infrastrukturniveau im Kanton Zug schon sehr hoch. Der Kanton Zug wird auch in 20 Jahren noch der steuergünstigste Kanton der Schweiz sein.

Neese: Das Beste, was wir tun können, ist: Die Firmen, die da sind und die wir hier behalten wollen, müssen wir sehr gut betreuen. Unternehmen reden alle miteinander. Die gute Betreuung spricht sich schnell herum und führt zu neuen, interessanten Ansiedlungen.

Worin besteht diese Betreuung?

Neese: Buchführung, Revision, Verträge, Beschaffung von Wohnraum etc., das geht sehr weit. Ich habe schon Autos ausgesucht für Manager und einen Klub gefunden für die Gattin eines Unternehmers. Die Rundumbetreuung durch Private wie durch die Behörden vermittelt ein Wohlgefühl.

Welche Allianzen braucht der Kanton Zug?

Müller: Das ist eine schwierige Frage. An erster Stelle steht bei der Suche nach Allianzen die Kommunikation. Wir müssen den anderen Kantonen unsere Situation erklären. Das haben wir in der Vergangenheit vernachlässigt. Die Wirtschaftsräume Zürich, Aargau und Zentralschweiz sind wichtig. Wir sollten die Kontakte zu diesen Nachbarn pflegen. Wir müssen zudem vielleicht statt über Allianzen vielmehr über Synergien sprechen; wir haben Synergien mit Zürich, die auch den Zürchern nützen. Viele Zürcher Manager arbeiten z. B. in Zug, viele Finanztransaktionen von Zuger Unternehmen werden letztlich in Zürich abgewickelt.

Lütthi: Viele unserer ausländischen Kunden übernachten in Zürich und kaufen dort ein.

Müller: Sportlich kann man es so formulieren: Wir sind ein Spieler der Mannschaft Schweiz! Unser Ziel ist es, dass die Schweiz in der ersten Liga spielt. Unsere Liberoposition müssen wir dafür gut ausfüllen.

Lengwiler: Der Kanton Zug ist, betrachtet man es in grösseren Dimensionen, ein Teil des Wirtschaftsraumes Zürich. Da ist selbst-

verständlich, dass sich die Gemeinden des Kantons Zug vermehrt als Teil einer grösseren Region verstehen sollten.

Ist dieses Denken über die Gemeindegrenzen vorhanden?

Müller: Nein, es wird zu wenig für die ganze Region gedacht. In den Bereichen Spitäler und Polizei hat dieses neue Denken eingesetzt – endlich, muss man sagen!

Neese: Von der Grösse her könnte der ganze Kanton eine einzige Gemeinde sein.

Lengwiler: Der Arbeitsmarkt hat sich längstens regionalisiert: Zuger und Zugerinnen arbeiten in Zürich, und umgekehrt arbeiten Zürcherinnen und Zürcher und vor allem Personen aus der übrigen Zentralschweiz in Zug.

Neese: Das ist ein Dilemma. Die Kantone konkurrieren miteinander, sollten aber dennoch miteinander zusammenarbeiten, weil man so nahe beieinander ist. Doch letztlich konkurriert Zug nicht mit anderen Kantonen, sondern mit Standorten im Ausland. Unternehmen aus Zug ziehen nicht in den Jura, sondern ins Ausland.

Welche Wünsche haben Sie an die Verantwortlichen in der Politik?

Neese: Ich wünschte mir mehr Mut zu grösseren Würfeln. Das KKL in Luzern finde ich mutig. In Zug jedoch bleiben alle grösseren Würfel, die Aufbruch signalisieren, in den Ansätzen stecken. Man begnügt sich mit Flickwerk.

Lengwiler: Die Politik sollte einem ganzheitlichen Ansatz folgen. Die Wechselwir-

kungen zwischen Wohnen und Wirtschaft sollten besser erkannt und in einer qualitativ ausgerichteten Strategie umgesetzt werden. Die reine Finanzoptik, die durch den politischen Rechtsrutsch in der Schweiz gefördert wird, reicht nicht. Das wäre zu egoistisch.

Müller: Mir fehlt die überregionale und internationale Optik in der Zuger Politik. Zu häufig ist man heute noch den Gemeindegrenzen verhaftet.

Gibt es auch Wünsche an die Zuger Bevölkerung?

Neese: Die Verbundenheit nach dem Attentat habe ich als sehr positiv erlebt, beim Volksfest am 27. Juni 2002 ist dies nochmals zum Vorschein gekommen. Wenn wir das weitertragen könnten, wäre das sehr positiv.

Lengwiler: Das Zusammenwachsen von Neuzuzügern und alt Eingesessenen birgt ein grosses, noch nicht ausgeschöpftes Potential. Dies dient der Gesellschaft, aber auch der Wirtschaft.

Lütthi: Bei allem Wohlstand darf etwas nicht vergessen werden: Es gibt im Kanton Zug auch Leute, denen es wirtschaftlich nicht sehr gut geht. Um so wichtiger ist es, dass durch Rücksichtnahme und gegenseitiges Verständnis auch die Schwächeren an Wachstum und Wohlstand teilhaben. Es ist zu wünschen, dass die Kluft zwischen Arm und Reich nicht weiter zunimmt.

Christoph Lengwiler: «Die reine Finanzoptik, die durch den politischen Rechtsrutsch in der Schweiz gefördert wird, reicht nicht.»

Der Kanton Zug verfügt über 97 kantonale und 75 kommunale Naturschutzgebiete. Diese sind mit 1750 Hektaren etwa gleich gross wie alle heutigen Wohn- und Arbeitszonen (1780 Hektaren).

Das Raumordnungskonzept des Kantons Zug wurde neu erarbeitet. Es definiert die Stossrichtung, wohin die Entwicklung des Kantons Zug in den kommenden 20 Jahren gehen soll – und seine Entstehungsgeschichte zeigt exemplarisch, wie in der Politik Visionen entwickelt werden.

Braucht der Kanton überhaupt eine Vision über seine räumliche Zukunft? Auf jeden Fall. Denn der Staat muss sich von Zeit zu Zeit klar werden, welche räumliche Entwicklung er anstrebt. Gerade im Kanton Zug mit seinem überdurchschnittlichen Wachstum hat diese Frage natürlich noch eine zusätzliche Brisanz. Ist der Kanton Zug in den letzten 20 Jahren zu stark gewachsen? Hat die Bevölkerung genug von der Überbauung der grünen Wiesen? Soll der Kanton weiterwachsen? Geht es ohne Wachstum? Wenn der Kanton weiterwachsen soll, wohin und wie stark? Solche und ähnliche Fragen stehen am Anfang einer räumlichen Vision.

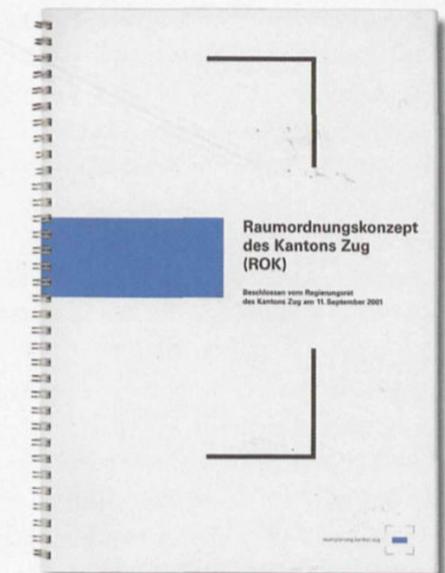
Dabei ist klar, dass die Vergangenheit Fakt ist. Über die Vergangenheit lässt sich beliebig diskutieren, ändern lässt sie sich aber nicht mehr. Gestützt auf eine möglichst nüchterne Analyse der Vergangenheit sollen zukünftige Entwicklungen aufgezeigt und diskutiert werden. Als Instrument bietet sich der kantonale Richtplan an. Ein Teil dieses Richtplanes sind die «Grundzüge der räumlichen Entwicklung» oder Raumordnungskonzept (ROK). Mit dem Raumordnungskonzept legt der Kanton dar, wohin er sich in den nächsten 20 Jahren bewegen will. Dies ist eine schwierige Aufgabe. Wäre es uns 1982 gelungen, den Kanton Zug in sei-

ner heutigen Gestalt vor auszusehen? Vielleicht hätte das ROK von 1982 gesagt, dass der gesamte Wald im Kanton Zug abgestorben sei, dass wir nur noch mit den öffentlichen Verkehrsmitteln unterwegs sind und dass wir grossmehrheitlich in Wohngemeinschaften (WGs) leben. Kein Mensch wäre auf die Idee gekommen, dass es keine Mauer mehr gibt in Berlin oder dass sich das Internet so schnell verbreitet und unsere ganze Arbeitswelt umgestaltet (E-Mail, Informationshandling). Sicherlich gehen Veränderungen im Raum langsamer vor sich und lassen sich besser voraussagen, als technische Innovationen und politische Veränderungen. Trotzdem sind räumliche Visionen mit einem Horizont von 20 Jahren mit Unsicherheiten verbunden und sie müssen immer auch vor dem Hintergrund der aktuellen politischen «Landschaft» betrachtet werden.

Weiter ist zu berücksichtigen, dass ein Raumordnungskonzept eben nur zu Teilen unseres Lebens Aussagen macht, nämlich zum Raum. Das ROK macht keine Aussagen zur Steuerpolitik, zu bilateralen Abkommen der Schweiz mit der EU oder zur Wirtschaftspolitik. Nur tangieren Entscheide der Personenfreizügigkeit oder der Standortförderung auch die Entwicklung unseres zukünftigen Raumes.

Wie gestaltete sich dieser Prozess?

Zu Beginn des Prozesses – man schrieb das Jahr 1999 – fielen Worte wie Groupe de réflexion, Medienkonzept, adäquate Organisation und Impulsgruppe. In der ersten Phase beschäftigte man sich in erster Linie mit organisatorischen Fragen. Brauchte es externe Fachleute, die an der Vision mitdenken oder seien vielmehr die Gemeinden und Parteien stark einzubinden? Parallel zu diesen Diskussionen erstellte ein externes Büro erste Entwürfe des ROK und der Regierungsrat fällte erste Entscheide.

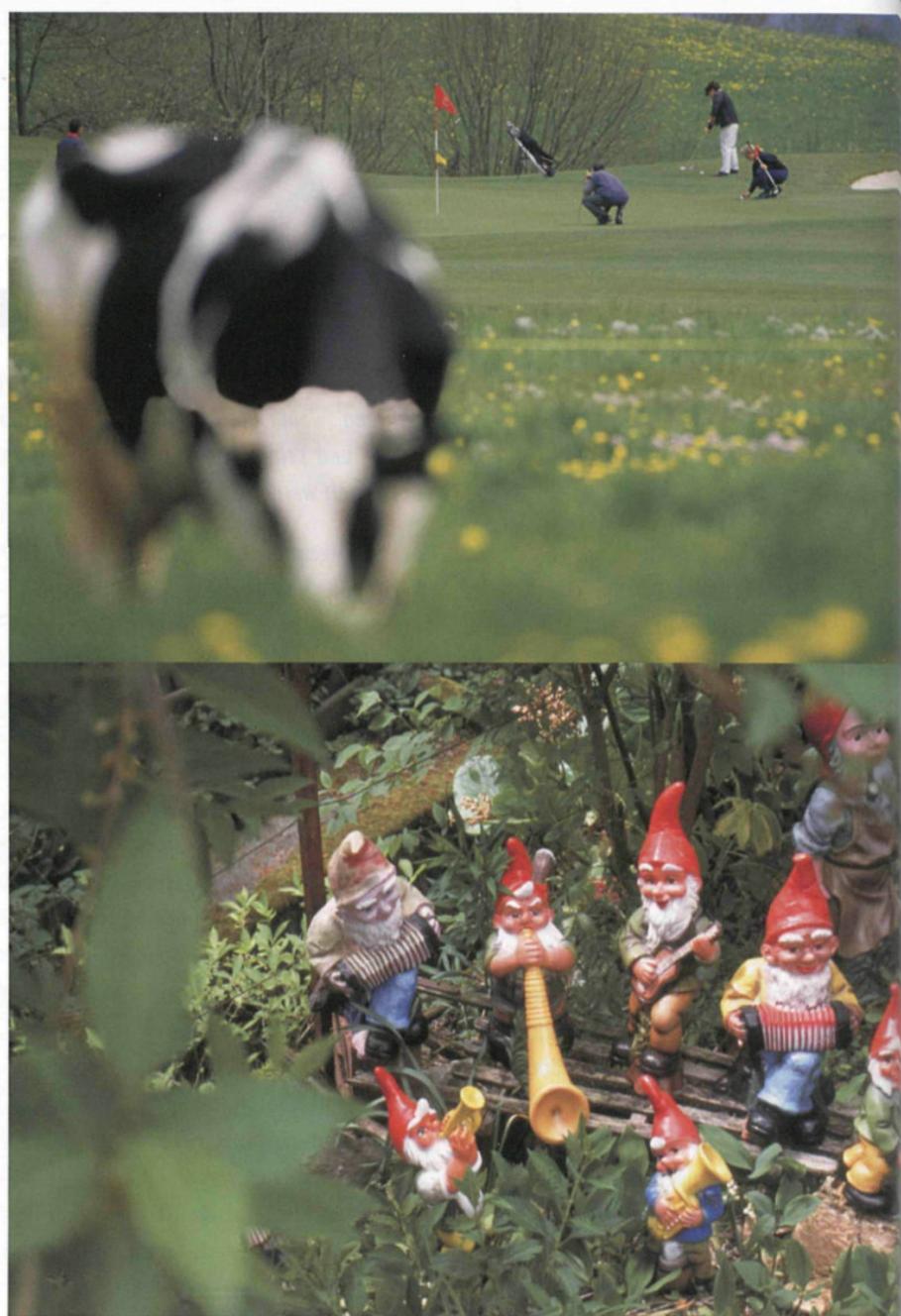


Die Vision, spiralgebunden: das Raumordnungskonzept zeigt die Stossrichtung der Entwicklung des Kantons Zug bis 2020 auf.

Mit dem Wechsel des Kantonsplaners ergab sich eine veränderte Situation und neue Ideen tauchten auf: Es sollten drei Szenarien für den Kanton Zug erstellt werden. Zudem wurde eine mit externen Fachleuten bestückte Impulsgruppe eingesetzt. Diese sollte zwei Tage über die Zukunft des Kantons nachdenken. Eine kantonsinterne Reflexionsgruppe mit Vertretern von Parteien, Organisationen und Verbänden wurde vom Regierungsrat nicht akzeptiert und fallen gelassen. Zuviele Köche würden den Brei verderben.

Die drei Szenarien mit den sinnigen Titeln «Pessimo – Zug verarmt», «Realo – Zug macht weiter wie bisher» und «Monaco – Zug als Elitezentrum» wurden erdacht, formuliert und zur Diskussion gestellt. Zu provokativ und unausgewogen, lautete das Verdikt: Sie verschwanden in der Schublade. Statt über Szenarien zu diskutieren, wurden innovative Projekte für den Kanton Zug definiert und in den Entwurf des ROK aufgenommen.

Mit dem ersten Entwurf – man schrieb das Jahr 2000 – wurden nun Workshops veranstaltet. Zuerst tagte die Impulsgruppe, anschliessend alle Bauchefs der elf Zuger Gemeinden. In diesen Workshops kamen viele Ideen und Visionen für den Kanton Zug zusammen (vgl. Kasten S. 35). Es zeigte sich aber schon in dieser frühen Phase, dass das Thema Kanton Zug im Jahr 2020 sehr kontrovers diskutiert wurde: Das Spektrum reichte von «Mehr nationale Ausstrahlung für den Kanton!» bis zu «Klein und fein bleiben!» und «Ram-



penlicht vermeiden!». Ebenso streuten die Aussagen zum vorliegenden Entwurf des ROK: Dieser sei zu genau einerseits, andererseits sei er noch viel zu schwammig. Das gleiche Dilemma auch bei der Zusammenarbeit. Ein klares Bekenntnis zur grenzüberschreitenden Zusammenarbeit gab man ab, wollte aber die Gemeindeautonomie gleichzeitig vollständig wahren.

Der Regierungsrat diskutierte in seiner Klausur ebenfalls den damaligen ROK-Entwurf. Dabei stellte er fest, dass eine regierungsrätliche Gesamtpolitik fehle und diese vor dem ROK noch zu verabschieden sei. Der Regierungsrat signalisierte auch deutlich, dass nicht alles, was denkbar und wünschbar war, auch im Kanton Zug zu realisieren sei. Eine gewisse

Das ROK macht auch Aussagen über die zukünftige Nutzung der Grünflächen: Was wird wie gewichtet.

Impulsgruppe für die Diskussion der Zukunft des Kantons Zug

Ein paar Müsterchen aus der Diskussion ...

- Dem schweizerischen Image des Kantons Zug als Profiteur und Trittbrettfahrer entgegenwirken
- Lebensqualität als Denkhaltung verfestigen
- Qualität der kurzen Wege fördern, überschaubare Verhältnisse halten («man kennt sich»)
- Abschaffen aller Gemeinden und verschmelzen von Kanton und Gemeinden
- Baugebiete ohne Bauvorschriften
- Regionale Industriezonen schaffen und Steuereinnahmen gemeinsam teilen
- Zwei Hochhausgruppen in die Landschaft (Rotkreuz und Baar) stellen, als neue Wahrzeichen des Kantons
- Business-Skyline Lorzenebene (z. B. wie in den USA)
- Siedlung in abgebauten Kiesgebiete in Neuheim und Menzingen
- Unberührte Landschaften durch Kanton kaufen
- Lorzenebene zum «Zentral»-Park umgestalten und alle Flächen zugänglich machen
- Autobahnen vollständig überdecken und neue Flächen als Park nutzen
- Aufheben der SBB-Linie Zug–Goldau und Trasse für Einfamilienhäuser freigeben
- Pilotprojekt «Fahrgastzellen» forcieren als neues innovatives Projekt für den öffentlichen Verkehr
- Gedeckte Radwege anlegen im Kanton Zug
- Aufbau eines Welt-Kultur- und Welt-Friedens-Forums als Pendent zum WEF in Davos
- Firma Fantastic als Zugpferd einsetzen für E-Commerce-Zentrum Zug
- Seehotel auf Booten für gestresste Manager

Verschlauf- und Denkpause sei angezeigt. Die verschiedensten Ideen und Inputs flossen in die Überarbeitung des ROK ein. Im Januar und Februar 2001 führte der Kanton mit dem ROK eine öffentliche Mitwirkung durch. Es trafen über 150 Stellungnahmen ein: Parteien, Gemeinden, Verbände und Organisationen, Korporationen, Nachbarkantone, der Bund, kantonale Fachstellen und viele Private äusserten sich zum ROK. Das ROK wurde grundsätzlich sehr wohlwollend aufgenommen. Aber es zeigte sich eine klare Spaltung zwischen denjenigen, welche ein stärkeres Wachstum anstreben, und den anderen, welche eher die Entwicklung bremsen oder stoppen wollen. Ein Bürger meinte knapp: «Warum dieser sinnlose Aufwand? Nur Kosten für die Steuerzahler und die sind wir! Man kann nur hoffen, dass die künftige Entwicklung nicht im selben Stil geführt wird.» Ein Steinhäuser meinte am Schluss seiner Stellungnahme: «Ich hoffe, dass diese Visionen und Wünsche noch zu meinen Lebzeiten wahr werden.»

Der Regierungsrat beschloss am 11. September 2001 das ROK. Das ROK zeigt nun also auf, wie sich der Kanton Zug ins Jahr 2020 räumlich entwickeln soll. Im Jahre 2020 werden wir vielleicht mit einem Schmunzeln auf dieses ROK zurückblicken...

Ein Fazit aus der Erarbeitung

Diese Einsicht schmerzt natürlich, wenn man mit grossen Hoffnungen und Erwartungen ans Werk ging. Nur die Realität sieht

wohl aus wie beschrieben. Zuerst sprach man von Visionen, dann von Szenarien zum Diskutieren, dann wurden Workshops durchgeführt und schlussendlich landeten im ROK noch innovative Projekte: Von der übergeordneten Vision zu den profanen und legitimen Problemen der kantonalen Fachstellen und der Gemeinden. Da kommen mir die Sätze von Karl Popper in den Sinn: «Alles Leben ist Problemlösen. Das Probierverfahren durch Versuch und Irrtum sei die universell benutzte Strategie fürs Überleben.» Tja, vor diesem Hintergrund kann ich mit dem Scheitern der «Theorie der grossen neuen räumlichen Visionen» gut leben. Im Rahmen der Mitwirkung fand das ROK grosse Unterstützung. Sowohl vom Bund, den Nachbarkantonen und den Zuger Parteien und der Bevölkerung. Im ROK sind neue Ansätze aufgenommen: Der Kanton und die Gemeinden wollen zukünftig grenzüberschreitend planen; oder die verschiedenen innovativen Ideen. Das ROK war auch sehr hilfreich für die Erstellung des kantonalen Richtplanes. Es legte tatsächlich die Stossrichtung fest, sei dies beim Wachstum der Bevölkerung, beim Setzen von Prioritäten bei den verschiedenen Nutzungen des Raumes oder bei der Aufnahme von wichtigen Zukunftsthemen in den Richtplan (Wildtierkorridore, Naherholung etc.).

ROK als Prozess löste einiges aus!

Es blieb nicht beim Erarbeiten des ROK. Viele Nebenschauplätze taten sich auf und wurden besetzt. So erstellte der Regierungsrat auch auf Wunsch der Gemeinden

seine regierungsrätliche Gesamtpolitik: ein Bündel von Zielen für das staatliche Handeln der nächsten zehn Jahre. Dadurch konnte das ROK in ein Ganzes eingebettet werden.

Ebenso diskutierte der Kanton intensiv über die Frage des zukünftigen Wachstums. Die Ansichten divergierten in diesem Punkt natürlich stark, wie die öffentliche Mitwirkung zeigte. Zentral ist aber, dass die breite Diskussion im Kanton Zug stattfand. Es wurde auch dargelegt, welche Konsequenzen dieses Wachstum für die Dimensionierung der Bauzonen und verschiedenster öffentlichen Infrastrukturen hat. Die nun im ROK beschlossenen Zahlen dienen für die zukünftigen Planungen als Grundlage.

Nicht nur im Kanton löste das ROK «Betriebsamkeit» aus. Vielmehr animierte es die Gemeinden, sich mit der Zukunft ihrer Gemeinde auseinanderzusetzen. Dazu gehören Fragen des Wachstums, der Begrenzung oder der Ausdehnung der Siedlung sowie der Schulraumplanung. Das ROK initiierte eine neue Planungswelle – von Euphorie darf man in der Planung nie sprechen – für den kantonalen Richtplan, aber auch die anstehenden Revisionen der kommunalen Nutzungsplanungen.

ROK als erster Schritt

Über die innovativen Ideen wurde verschiedentlich etwas geschmunzelt. Vielleicht zurecht, vielleicht aber auch etwas verfrüht. Verschiedene dieser Ideen wurden bereits umgesetzt. Erwähnt sei das Hochhauskonzept der elf Einwohnergemeinden

und des Kantons oder der vorliegende Entwurf einer einheitlichen Bau- und Nutzungsordnung aller elf Einwohnergemeinden. Wie immer bei Ideen, sind sie schnell geboren und noch schneller auf Papier gebracht, aber die Umsetzung braucht dann Kraft und Durchhaltewillen.

Zusammenarbeit zwischen Kanton und Gemeinden!

Ohne Zweifel war die Erarbeitung des ROK ein weiterer Schritt zur engeren Zusammenarbeit zwischen den Gemeinden und dem Kanton. Dies hat auch Konsequenzen auf zukünftige Projekte des Amtes für Raumplanung: Die Erarbeitung des kantonalen Richtplanes ohne einen engen Einbezug der Gemeinden ist gar nicht mehr denkbar. Die Steuerungsgruppe zur Erarbeitung des Richtplanes setzt sich aus vier Vertretern der Gemeinden und des Kantons und zwei externen Mitgliedern zusammen. So entsteht auch ein gemeinsames Produkt, welches schon zu einem frühen Zeitpunkt mit den Anliegen der Gemeinden konfrontiert wurde.

Das ROK ist eine Männervision

Tatsächlich! Von der in der Verwaltung investierten Zeit ins ROK lieferten die Männer wohl über 90 % und die Frauen wohl weniger als 10 % der Zeit. Wie stark sich die Frauen im Rahmen der Mitwirkung in den Parteien, Verbänden und Organisationen einbrachten, können wir nicht abschätzen. Betrachtet man die Bilder von den Expo-Arteplages des Duos Fendt/Rist

und vergleicht diese mit den tatsächlich entstanden Arteplagen, so lassen sich un schwer Unterschiede erkennen. Liege ich falsch, wenn ich den Schluss daraus ziehe, dass ein ROK aus «Frauenhand» wohl anders daherkäme als das vom Regierungsrat beschlossene ROK?

Visionen sind schwierige Prozesse

Die Resultate der Mitwirkung wie auch die verschiedenen Workshops zeigten es: Die Ideen für den Kanton Zug gehen weit auseinander. In dieser Meinungsvielfalt ein Konsens zu finden ist schwierig. Mit dem nun vorliegenden ROK ist ein Mittelweg aufgezeigt, der sich stark auf die Vergangenheit beruft. Kein aktives Fördern der Entwicklung, aber auch nicht ein Abwürgen derselben. Vielmehr steuernd eingreifen, dass sich die Entwicklung in den bereits heute dynamischen Räumen abspielt und viele andere Räume ihre Ruhe bewahren. Gerade diese Lebensqualität ist nicht genügend hoch einzuordnen.

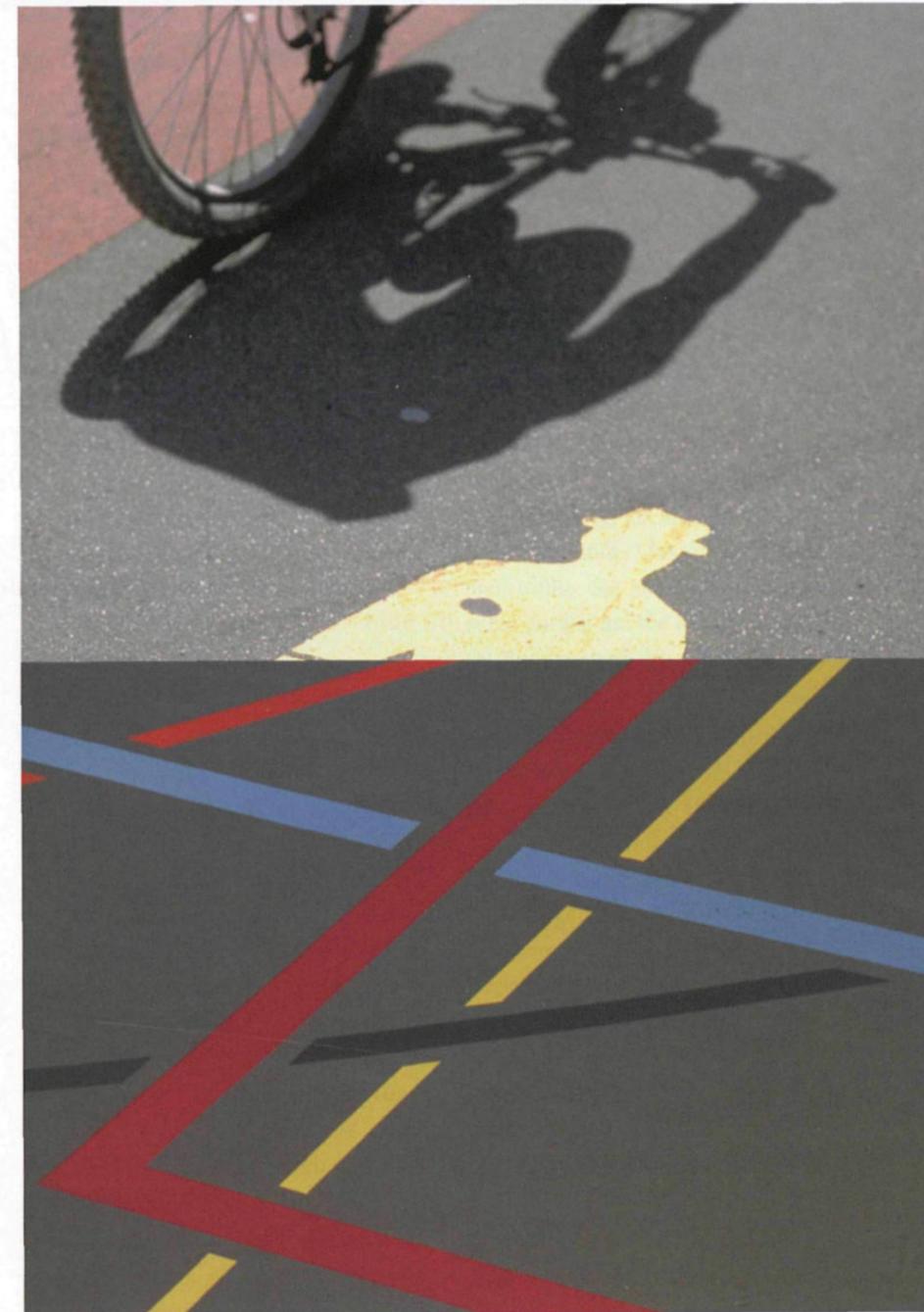
Klaus Dörner sagte, das Hegen guter Absichten ist eine äusserst anspruchsvolle Tätigkeit. Das Raumordnungskonzept liegt nun vor und enthält viele Ziele und gute Absichten. Diese Ziele und Absichten bleiben aber leeres Gesäusel, wenn die Ziele nicht mit konkreten Vorschlägen für deren Umsetzung konkretisiert werden. Diese Aufgabe hat der nun folgende kantonale Richtplan. Er muss aufzeigen, wie die Ziele des ROK zu erreichen sind, ansonsten bleibt von der räumlichen Vision ROK tatsächlich nur noch 110 farbig bedruckte A4-Seiten übrig.

Workshop der Zuger Bauchefs und Bauverwalter

Ein paar Müsterchen aus der Diskussion ...

- Wo sind Szenarien, wo sind Visionen?
- ROK ist etwas altbacken
- Zu unverbindlich ist das Ganze
- Wo ist eine Gesamtpolitik des Regierungsrates und die Einbettung des ROK in diese Gesamtschau?
- Zug muss eigene Identität wahren
- Denken über Gemeindegrenze hinaus
- Gemeindeautonomie beibehalten
- Autobahnraststätte Ennetsee aufnehmen

René Hutter, geboren 1964 in Zug, aufgewachsen in Zug und Baar, lic. phil. II und Raumplaner NDS-ETH, ist seit dem 1. Januar 2000 Kantonsplaner des Kantons Zug und damit Vorsteher des Amtes für Raumplanung. Das Amt umfasst neben der Raumplanung (Richtpläne und Nutzungspläne) auch den Natur- und Landschaftsschutz, die Verkehrsplanung und die Bewilligung von Bauten ausserhalb der Bauzone.



Leitlinien für die nächsten 20 Jahre: Wie genau, wie vage sollen sie sein?

Im Kanton Zug stehen rund 70 Gebäude,
die höher als 25 Meter sind.

Auf der Halbinsel Buonas ist innert kurzer Zeit eine Vision Wirklichkeit geworden: Das Roche Forum mit Saal, vier Seminarräumen, Lounges, Sitzungszimmern, grosser Hotelküche und 34 Hotelzimmern – und einer bemerkenswerten Architektur, welche Landschaft und Geschichte des Ortes respektiert und erweitert. Die Räume atmen Grosszügigkeit, Licht und Luft,



das Mobiliar ist edel und ohne Protz, die Formen folgen den Funktionen. Massgebend beteiligt an der Verwirklichung dieser Vision war Fritz Gerber, der langjährige Konzernchef und Verwaltungspräsident der Roche, heutiger Ehrenpräsident und Verwaltungsrat. Elegant gekleidet sitzt er in der Lounge im ersten Obergeschoss des Roche Forums, hinter ihm eine umfassende Glasfront, die den Blick freigibt auf die Vielfalt der Bäume, und antwortet geduldig auf die Fragen.

Fritz Gerber:
Ehrenpräsident der
Roche und Initiant
des Roche Forums
in Buonas

Der Chemiekonzern Roche realisierte in kurzer Zeit auf der Halbinsel Buonas eine bemerkenswerte Vision: das Roche Forum. Der Initiant und Ehrenpräsident der Roche, Fritz Gerber, äussert sich dazu.

Herr Gerber, wie haben Sie die Halbinsel Buonas kennen gelernt?

Gerber: Im Militär, 1961 anlässlich von Übungen mit meiner Artillerieeinheit. So lernte ich die damalige Besitzerin, Frau Abegg, kennen. Sie wohnte noch im neuen Schloss. Später befreundete ich mich mit deren Tochter, Annie Bodmer-Abegg und vor allem mit Harro Bodmer, deren Sohn. So kam es, dass ich ab und zu auch Gast in Buonas war, einem der schönsten Landstriche, die ich je kennen gelernt habe.

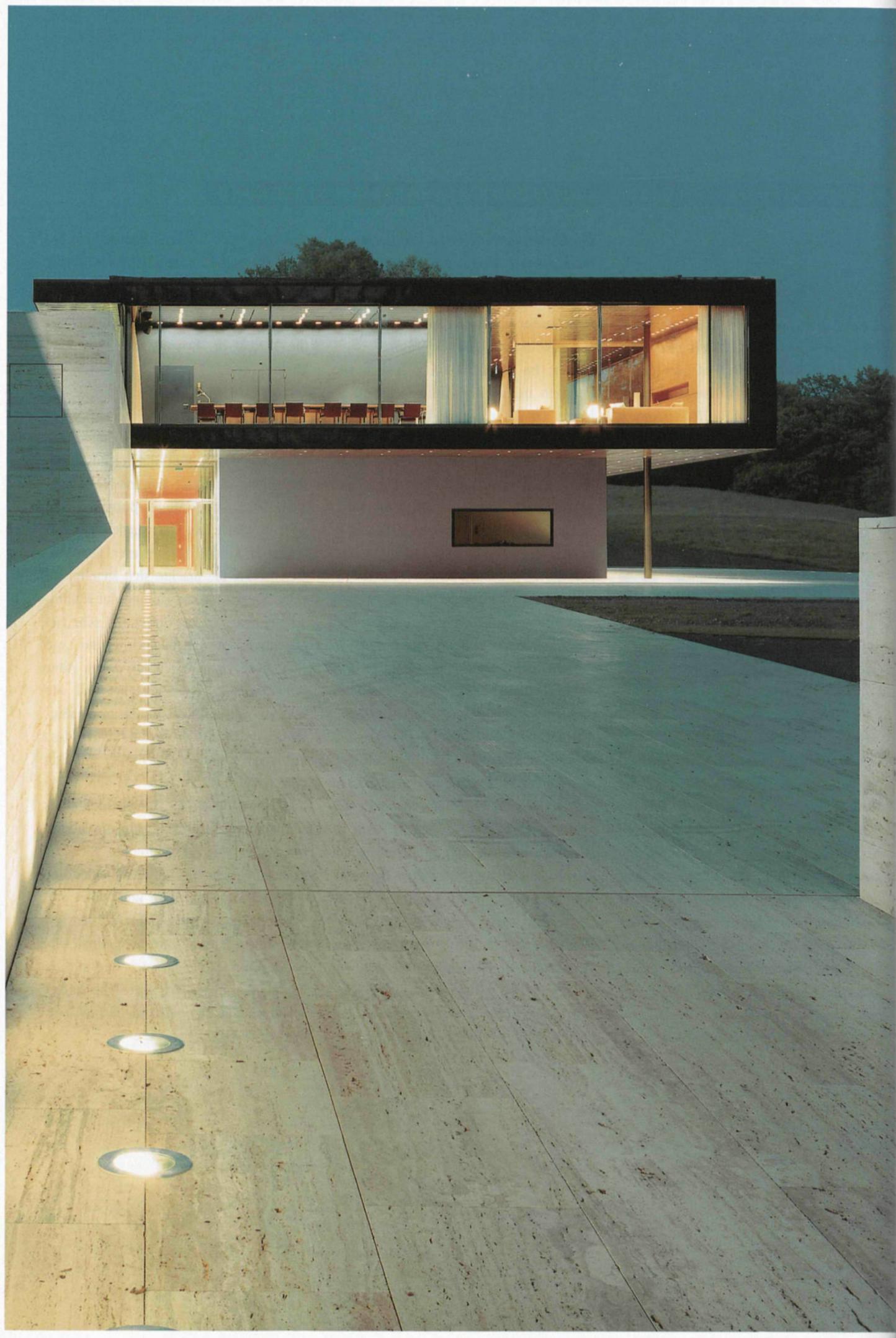
Entstand so der Wunsch, dort ein Roche Forum zu realisieren?

Gerber: Nein, überhaupt nicht. In den 1970er- und 1980er-Jahren stand es Grosskonzernen gut an, eigene Ausbildungszentren zu bauen. Mir hat das nie so ganz eingeleuchtet; man handelt sich enorme Kosten ein, ohne einen grossen Nutzen davon zu haben. Ich zog es vor, eigentliche Ausbildung im eigenen Haus zu betreiben oder ab und zu Tagungen mit dem Kader in Hotels abzuhalten. So waren wir oft im Hotel Victoria Jungfrau in Interlaken. Wir waren dort durchaus zufrieden, aber es ging dabei doch vor allem um Ausbildung. Mir fehlte zunehmend ein Ort, der neben rein beruflichen auch privaten Begegnung mit unseren weltweit tätigen oberen Führungskräften ermög-

licht. Beides ist eine wichtige Grundlage für Teamwork. Buonas war aber kein Thema.

Wie wurde es dann doch eines?

Gerber: Ich hatte natürlich keine Ahnung, was die Familie Bodmer mit ihrem Besitz in Buonas langfristig plante. Schliesslich war Annie Bodmer-Abegg über 90-jährig, als klar wurde, dass keines ihrer Kinder das Anwesen übernehmen wollte. Sie machte sich zunehmend echte Sorgen um die Zukunft der Halbinsel Buonas, weil ihr dieser Ort sehr viel bedeutete. Es war beeindruckend, wie sich diese Dame noch im hohen Alter selber darum gekümmert hat und wie sehr sie sich mit der Zukunft beschäftigte. Es war ihr ein grosses Anliegen, dass mit ihrem wunderbaren Besitz sorgfältig umgegangen würde. Ich sah nun plötzlich eine Möglichkeit, meine Idee eines Begegnungszentrums für unsere obersten Kader zu verwirklichen. Sie war sehr glücklich, als ich ihr meine Idee vortrug, natürlich sehr unterstützt von ihrem Sohn, Harro Bodmer, mit dem ich seit vielen Jahren freundschaftlich verbunden bin. Sie zeigte sich beruhigt, ja ich glaube begeistert, über die aufgezeigte Lösung. Der verhandelte Preis war denn auch sehr fair.



Dann sind Sie also in die Lücke gesprungen?

Gerber: So kann man es sagen. Für uns kam der Erwerb der Halbinsel Buonas jedoch nur in Frage, wenn wir einen Ausbau in unserem Sinn realisieren konnten. Dazu brauchte es eine Auszonung für den Bau des Roche Forums. Für Frau Bodmer war das kein Problem. Trotz ihrem Alter war sie sehr aufgeschlossen und wusste, dass sich Buonas weiterentwickeln musste. Auch bei den Behörden der Gemeinde und des Kantons stiessen wir auf offene Ohren. Ich könnte mir vorstellen, dass das in anderen Kantonen erheblich schwieriger verlaufen wäre.

Wie muss man sich das vorstellen: Haben Sie die ganze Konzernleitung nach Buonas gebeten?

Gerber: Nein. Ein solches Vorhaben muss man im Alleingang angehen. Ich habe mit der Eigentümerfamilie die Verhandlungen geführt, bin bei den Regierungsräten Paul Twerenbold und Robert Bisig und anderen zuständigen Behörden, vor allem auch bei der Gemeinde gewesen. Dann habe ich zwei mit lokalen Verhältnissen bekannte Vertrauenspersonen beigezogen: Leo Hafner als beratenden Architekten und Rolf Schweiger als Baujuristen. Zudem haben wir ausführliche Gespräche geführt mit den gemeindlichen und kantonalen Instanzen. Dann haben wir fünf Architektenteams eingeladen, einen Projektierungsvorschlag zu erarbeiten. Eine Gruppe von internationalen Fachleuten hat uns beraten. Nach

Auswahl des Projektes habe ich meinen Nachfolger, Dr. Franz Humer und die ganze Konzernleitung gefragt, ob sie dieses Projekt wirklich mittragen wollen. Sie waren alle begeistert. Also nahmen wir das Projekt in Angriff.

Die Halbinsel Buonas ist mit dem Schloss und dem vielgestaltigen Park eine einzigartige Landschaft von hoher Sensibilität. Wer an diesem Ort ein Tagungszentrum realisiert, kann vieles falsch machen: den Umgang mit dem Kulturgut oder den Umgang mit der Natur. Als besten Standort für den Neubau, welcher weder Landschaft noch die Natur beeinträchtigt, erwies sich die Geländemulde auf der Südseite der Halbinsel.

1999 lud die Bauberrin Roche fünf internationale Architekturteams zu Studienaufträgen ein. Ein Team von Fachleuten fungierte als Berater (unter anderem Mario Botta, Theo Hotz, Werner Oechslin und aus Zug Leo Hafner, Rolf Schweiger und Peter Hegglin). Auserkoren wurden zwei Projekte, die weiterbearbeitet wurden. Schliesslich entschied man sich im Januar 2001 für das Projekt der Luzerner Architekten Scheitlin Syfrig. Für 42,5 Millionen Franken realisierten sie mit den Baufachleuten innert Jahresfrist das Roche Forum. Fritz Gerber erklärte den Bau zur Chefsache, fällte wichtige Entscheide und bestellte, um ein Beispiel der gewalteten Sorgfalt zu geben, Ma-

rio Botta nach Buonas, der bei der Auswahl des charakteristischen Travertin-Steins mitwirkte.

Die alte Bausubstanz des Schlosses auf der Ostspitze der Halbinsel blieb unangetastet. Dafür wurde der Pferdestall am Schlosshof umgebaut und umgenutzt. Die Pferdeboxen sind geblieben und bieten nun das Ambiente für das Pub, die Wagenremise wurde zum Clubzimmer. Auf diese Weise hat die Halbinsel Buonas heute drei Schwerpunkte: das nach Süden orientierte, sich duckende Roche Forum; das nach Osten zeigende, selbstbewusste Schloss mit Schlosshof und Pferdestall; schliesslich dazwischen und überall sonst die berücksichtigende Naturlandschaft.

Welche Ziele haben Sie für das Roche Forum?

Gerber: Wir wollen hier kein klassisches Ausbildungszentrum. Nichts gegen Ausbildung: Das ist sehr wichtig. Doch hier in Buonas haben wir einen höheren Anspruch: Wir wollen einen Ort der Begegnung schaffen. Eben ein Roche Forum.

Begegnungszentren gibt es mittlerweile in jedem zweiten Quartier.

Gerber: Ich meine nicht das sentimentale Begegnen mit Händchenhalten und so weiter. Wir sind ein globaler Konzern mit Schweizer Wurzeln. Diese Spannung zeigt sich immer wieder: gleichzeitig verwurzelt und ein High-Tech-Konzern sein! Wir haben über die ganze Welt verteilt über

Innert Jahresfrist gebaute Vision: die Zugangspartie des Roche Forums in Buonas.





60 000 Angestellte. Da kommen unterschiedliche Kulturen zusammen. Auch von den Mitarbeitenden in Basel hat die Hälfte einen ausländischen Pass. Was bedeutet in einem solchen internationalen Umfeld die Schweiz noch, wie verbindet man sich untereinander? Alle sollen sich identifizieren mit dem Unternehmen. Unsere Kader müssen das bewerkstelligen. Zudem haben wir wie alle anderen global tätigen Unternehmen viel häufiger als früher Wechsel im Kader. Auch unsere Kader verbringen nicht mehr wie früher unbedingt ihr ganzes Arbeitsleben bei Roche. Deshalb braucht es einen Ort der Vertiefung und der regelmässigen Begegnung. Man soll sich treffen als Fachmann, aber vor allem auch als Mensch. Die meisten unserer Projekte, vor allem im Forschungsbereich, sind nur in internationaler Teamarbeit zum Erfolg zu bringen. Da muss man sich verstehen. Buonas soll dazu dienen, den Roche-Geist zu pflegen, eine Verbindung zu schaffen, und das gegenseitige Vertrauen auf eine feste Basis zu stellen.

Warum haben Sie so etwas nicht beim Hauptsitz in Basel realisiert?

Gerber: Wir haben immer wieder Objekte angeboten erhalten, alte Hotels, schöne Liegenschaften durchaus. Doch wir brauchen die Distanz zum Hauptsitz und wollen auch die Distanz zu Städten, sonst

sind alle Tagungsteilnehmer abends weg. Wir wollen sie beieinander haben und zusammenführen. Da ist Buonas ideal gelegen, nicht zu weit von Basel und vom Flughafen entfernt, mit einer wunderschönen Landschaft, und mit grossen Möglichkeiten, sich zu entfalten. Quasi im Herzen der Schweiz. Unsere Kader sollen etwas von der Schweiz mitbekommen, sollen verstehen, warum wir Schweizer zuweilen etwas eigenwillig und kantig sind wie unsere Landschaft.

Wer das Roche Forum betritt, spürt seine eigene Bedeutung. Hier sorgt man sich um die Gäste. Die Äpfel auf der Eingangstheke ist nur ein Beispiel von vielen, der feine, aber gehaltvolle Blumenschmuck ein anderes. Als Fritz Gerber beim Interview den Kaffee bekommt, scherzt er, dass im Zugerland dazu eine Zuger Kirschtorte geböre. Zehn Minuten später werden die extra gebolten Kirschtorten serviert. Für Beat Jossen, dem Leiter des Roche Forums Buonas, ist nichts unmöglich, er und sein Team sind permanent bemüht, die best mögliche Atmosphäre hinzuzaubern. «Der Zukunft begegnen» lautet das Motto, welches im Büro von Beat Jossen auf ein Flip Chart mit Filzschreibern gemalt wurde.

Diese Begegnungen werden fortan im Roche Center stattfinden. Roche inves-

tiert pro Jahr knapp 4 Milliarden Franken in den Bereich Forschung und Entwicklung.

Deshalb ist es wichtig, wie die internationalen und interdisziplinären Teams miteinander funktionieren. Dem Roche Forum kommt dabei eine wichtige Rolle zu. Roche ist ein Weltkonzern mit einem Umsatz von 29 Milliarden Schweizer Franken. Zwar befindet sich der Hauptsitz in Basel, doch werden nur gerade 1,75 Prozent des Umsatzes in der Schweiz erzielt. Dementsprechend international ist die Belegschaft: insgesamt 63 717 Mitarbeitende, davon 8266 oder 12,9 Prozent in der Schweiz. Deren Zukunft wird inskünftig in Buonas erdacht und gestaltet.

Hatten Sie auch eine Vision, was mit dem alten Schloss Buonas geschehen soll?

Gerber: Ja, klar. Wir haben uns Verschiedenes überlegt, etwa ob man dort einen VIP-Raum einrichten soll. Aber die alte Bausubstanz mit der modernen Technik zu paaren, ist nicht ganz einfach. Selbstverständlich haben wir das Nötigste investiert, um das Schloss mit seinem Innern zu sichern und zu schützen. Sonst haben wir es jedoch nicht angetastet. Wir wollen erst mit dem Roche Forum Erfahrungen sammeln.



Welche Absicht verfolgten Sie mit dem Umbau des Pferdestalls?

Gerber: Dieses Gebäude war mir persönlich wichtig. Er war in einem bedauernswerten Zustand. Nun ist es dank dem Architekten Wolfgang Behles eine Bar mit Clubzimmer geworden, und zwar in einer sehr speziellen Atmosphäre, die man erlebt haben muss. Am Abend, nach ganztägigen Seminaren, einen kleinen Spaziergang durch den Park dorthin unternehmen, dort ein wenig schwatzen, über Aspekte miteinander ins Gespräch kommen, die ansonsten keinen Platz haben – das scheint mir sehr wichtig. Diese Ambiance ist eigentlich unbezahlbar.

Wo befindet sich Ihr Lieblingsplatz auf der Halbinsel?

Gerber: Das kann ich noch nicht sagen. Vielleicht bei der Eiche, ich mag Eichen. Aber ich glaube, dass man zuerst etwas Besonderes an einem solchen Ort erleben muss, eine spezielle Begegnung, einen aussergewöhnlichen Sonnenuntergang oder so.

Fritz Gerber, 73, ist einer der grossen Wirtschaftsführer der Schweiz. Er hat jahrelang den Versicherungskonzern Zürich geführt und während mehr als 20 Jahren die Roche, welche in seiner Zeit vom krisengeschüttelten Unternehmen zum hoch rentablen Konzern wurde. Dabei hat Gerber mit klaren Strategien

geführt und auch manchen Wegbegleiter, aber nie die Contenance verloren. Wenn er einem in Buonas gegenüber sitzt, spricht er leise und mit Bedacht, seine Hände illustrieren gewichtige Aussagen, seinen Oberkörper legt er bequem ins Polster. Geboren im Emmental, ist sein Berner Dialekt durchsetzt mit Wörtern, die er baslerisch ausspricht, sowie mit Anglizismen der Management-Welt. Seine wachen Augen unter den buschigen Brauen verraten eine Zugewandtheit auch zu jüngeren Menschen und eine Wachheit, Neuem gegenüber immer wieder offen zu sein. Dafür spricht auch, dass Gerber 20 Millionen Franken in seine «Fritz-Gerber-Stiftung für begabte junge Menschen» eingeschossen hat. Als Dank für seine Dienste bei der Roche hat die Konzernleitung beschlossen, das Roche Forum «Fritz Gerber Forum» zu nennen. Entsprechend wurde dieser Name in den Travertin-Stein gemeisselt – ohne Wissen von Fritz Gerber.

Sie haben von Anfang an den Kauf der Halbinsel und den Bau des Forums mitverfolgt. Wie gefällt Ihnen das Resultat persönlich?

Gerber: Es ist noch besser geworden, als ich gehofft hatte. Ich bin gerne in Buonas. Ich möchte beifügen, dass auch Harro Bodmer sehr zufrieden über das Erreichte

ist. Wir beide sind uns einig, dass auch seine Mutter Freude hätte.

Warum wohnen Sie nicht selber hier?

Gerber: Reizvoll wäre das schon. Aber ich wollte noch nie private mit geschäftlichen Interessen vermischen, auch hier nicht.

Hat sich Fritz Gerber mit dem Roche Forum einen alten Wunsch erfüllt?

Gerber: Wenn Sie meinen, dass ich mir ein Denkmal gesetzt habe, liegen Sie falsch. Ich habe die Vorstellung, dass sich das Roche Forum auszahlt, dass es eine Wertschöpfung bringt für Roche. Das kann man nicht alles in Geld messen. Aber es ist für unser Unternehmen elementar, dass wir untereinander Vertrauen aufbauen können und einen Ort haben, an dem wir zueinander finden.

Wie sind die ersten Erfahrungen mit dem Roche Forum Buonas?

Gerber: Im Februar 2002 fand das erste Kadermeeting statt. Ich habe daran nicht teilgenommen, weil ich nicht mehr in diesen Kreis gehöre. Doch was ich vernommen habe, waren die Leute begeistert. Die Idee des Begegnens hat wirklich funktioniert, es ging ein Ruck durch die anwesenden Manager. Dass das Forum bis Ende 2003 von unseren Leuten ausgebucht ist, zeigt das Bedürfnis nach einem solchen Ort.

Interview: Michael van Orsouw

Bild Seite 42/43
Wie ein gesticktes Wandbild: Der Ausblick von Konferenz- und Tagungssaal geht direkt auf den Schlosspark und den See.

Nächtlicher Blick auf das Roche Forum von der Seeseite her: Der schlanke Bau duckt sich in der Landschaft.

Grosse Terrasse mit Seeblick: Während das Schloss nach Norden und damit zur Stadt Zug schaut, blickt das neue Roche Forum nach Süden.

Bild Seite 46/47
Die Rückseite des Roche Forums: Hier sind die 34 Hotelzimmer platziert.



Die Steuerbelastung im Kanton Zug ist im Jahr 2002 von 58,2 auf 50,7 Punkte auf dem schweizerischen Index gesunken.

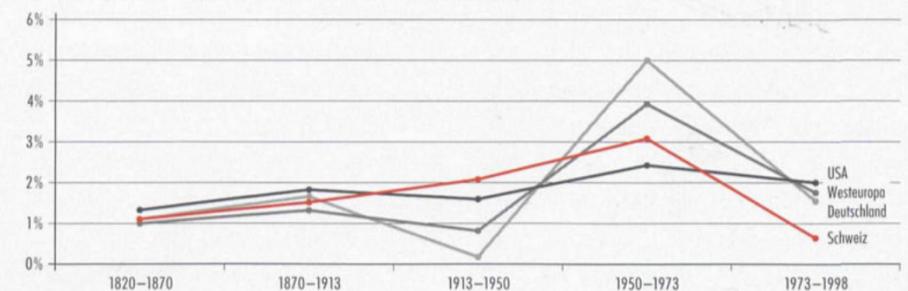
Der im Sommer 2002 veröffentlichte Wachstumsbericht des Staatssekretariats für Wirtschaft (seco) hat die Wachstumsschwäche der Schweiz als Kern der wirtschaftspolitischen Diagnose erkannt. Was Ökonomen schon seit über 10 Jahren thematisierten und was seit Mitte der 1990er-Jahre auch immer wieder von besorgten Wirtschaftsführern angemahnt wurde, ist nun quasi offiziell: Für die Schweiz waren die 1990er-Jahre – im Gegensatz zu den meisten anderen Industrienationen – eine Dekade der wirtschaftlichen Stagnation und des relativen Niedergangs. Die Schweiz wies zwischen 1991 bis 2001 ein durchschnittliches Wirtschaftswachstum von 0,9 Prozent pro Jahr auf. Das Durchschnittswachstum der 20 wichtigsten anderen demokratisch regierten Industrienationen, den so genannten OECD-Ländern, lag in diesem Zeitraum mit etwa 2,7 Prozent rund dreimal so hoch. In der OECD-Rangliste belegt die Schweiz damit den letzten Platz. Mit dieser Entwicklung verknüpft ist eine Erosion des historischen Wohlstandsvorsprungs der Schweiz. Vor kurzem veröffentlichte Angus Maddison bemerkenswerte Zahlen zur Entwicklung des Pro-Kopf-Inlandprodukts: Im Vergleich mit elf anderen westeuropäischen Demokratien lag die Schweiz

Die beiden Autoren von *Avenir Suisse*, des Think Tanks der Schweizer Wirtschaft, diagnostizieren die Wachstumsschwäche als «schweizerische Krankheit». Der Kanton Zug macht dabei eine Ausnahme, ist aber mit seiner Fokussierung auf die wertschöpfungs-schwachen Betriebe nicht vor Rückschlägen gefeit.

im Jahr 1950 rund 80 Prozent über dem Durchschnitt und belegte damit mit Abstand den ersten Platz. Zu Beginn der Ölkrise im Jahr 1973 war die Schweiz immer noch Spitzenreiter auf der Wohlstandsskala, lag aber nur noch 50 Prozent über dem Durchschnitt. Auch 1990 war die Schweiz noch erste, der Vorsprung war aber auf knapp 30 Prozent gesmolzen. 1998 war man dann mit 14 Prozent über dem Durchschnitt auf den dritten Platz zurückgefallen. Die Wachstumsprobleme begannen schon in den 1970er-Jahren, und seit den 1980er-Jahren hinkt die Schweiz der Dynamik in den wichtigen Wirtschaftsräumen hinterher (vgl. Abbildung 1).

Probleme und Fragen der Vergleichbarkeit auf – dies mag einer der Gründe sein, weshalb bisher der objektive Rangverlust der Schweiz keine hohen Wellen geworfen hat. Doch wie man es auch dreht und wendet: Der Wachstums-Ausweis der Schweiz gehört zu den Schlechtesten der OECD-Länder. Dänemark, Norwegen und selbst das früher so arme Irland (dessen BIP pro Kopf 1960 lediglich 35 Prozent jenes der Schweiz betrug) sind auf dem besten Weg, die Schweiz im Eiltempo zu überholen, während der heimische Wirtschaftsmotor stottert. Der Rückstand in der Wachstumsschwäche macht sich gerade gegenüber den europäischen Mitbewerbern bemerkbar. Durch die Aufhol-

Abbildung 1: Die Schweiz im historischen Wachstumsvergleich



Quelle: Maddison (2001)

Die Messung des Wirtschaftswachstums und des Wohlstandes («geronnenes Wirtschaftswachstum») und internationale Ranglisten werfen immer methodische

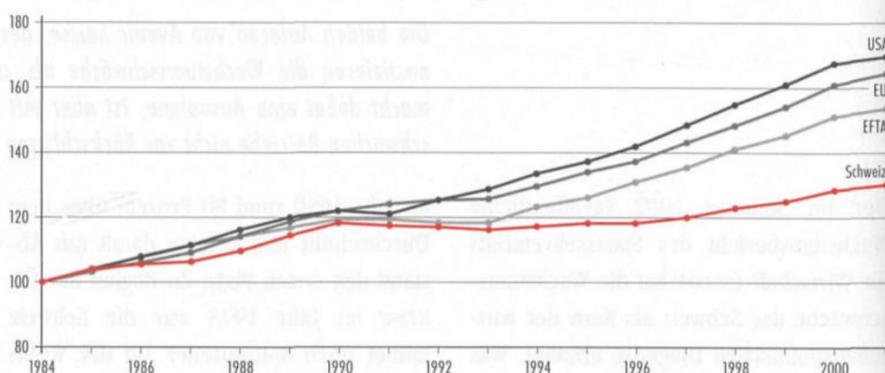
Entwicklung sind diese Länder mittlerweile auf einem ähnlichen Niveau wie die Schweiz, wachsen aber trotzdem rund dreimal so schnell (vgl. Abbildung 2).

Wachstumsschwäche als Folge des Alleingangs?

Man könnte versucht sein, diese Entwicklung der Schweiz mit dem europa-politischen Alleingang zu erklären, der auch den Verzicht auf Wachstumsmöglichkeiten beinhaltet. Während alle anderen westeuropäischen Staaten entweder Mitglied der Europäischen Union oder des Europäischen Wirtschaftsraumes (EWR) sind und damit Zugang zum weltweit grössten Binnenmarkt geniessen, konnte die Schweiz erst 10 Jahre nach der Ablehnung des EWR via die bilateralen Verträge den ungehinderten Marktzugang erreichen. Es wäre jedoch eine unzulässige Verkürzung, das geringe Wirtschaftswachstum der Schweiz bloss dem negativen EWR-Entscheid zuzuschreiben. Das langfristige Wirtschaftswachstum hängt von verschiedenen Faktoren ab, ein gemeinsamer Binnenmarkt ist nur eine – allerdings bedeutende – Grösse.

Daneben spielen Faktoren wie die Ausstattung mit Humankapital, der technische Fortschritt oder das in der Schweiz traditionell hohe Wechselkursniveau mit seinen negativen Effekten auf die Exportwirtschaft und den Tourismus eine gewichtige Rolle. Die Diagnose «Wachstumsschwäche» steht auf den ersten Blick im Widerspruch zum Erfolg zahlreicher Schweizer Unternehmen auch und gerade in den 1990er-Jahren sowie zur ausgesprochenen Dynamik in zentralen Sektoren der schweizerischen Volkswirtschaft. So belegen etwa die Analysen des

Abbildung 2: Wachstumsschwäche der Schweiz im Vergleich zu anderen Wirtschaftsräumen



Basisjahr 1984 = 100. Quelle: OECD. EU = 14 Mitgliedsstaaten der EU zum Zeitpunkt 1995 (ohne Luxemburg, wegen Mangel an Daten). EFTA = die wichtigsten EFTA-Länder, ohne die Schweiz, zum Zeitpunkt 1991 (Finnland, Norwegen, Österreich und Schweden; Liechtenstein und Island fehlen, wegen Mangel an Daten).

Basler Konjunkturforschungsinstituts (BAK) für die Chemie und des Lausanner Instituts CREA für den Finanzplatz nicht nur die internationale Spitzenposition und Wettbewerbsfähigkeit dieser Sektoren, sondern auch deren eminente Bedeutung als «Schlüsselinstrument für den nationalen Wohlstand» (Christian Lambelet).

Der Finanzsektor generiert mit lediglich 5 Prozent aller Arbeitnehmer gut 20 Prozent der staatlichen Steuereinnahmen und erbringt knapp 14 Prozent der nationalen Wertschöpfung (Jahr 2000). In den Kantonen Genf und Zürich steigt dieser Anteil auf rund ein Viertel!

Die Brutto-Arbeitsproduktivität im Bankensektor liegt zudem etwa zweieinhalbmal höher als das nationale Mittel. Das bedeutet nicht nur eine Verdoppelung dieses Anteils innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte, sondern stellt auch im internationalen Vergleich einen der höchsten Werte überhaupt dar. Und im chemisch-pharmazeutischen Sektor – mit über 60 000 Be-

schäftigten die fünftwertigste Branche der Schweiz – wuchs die Produktivität in den Jahren 1995 bis 2000 real um über 8 Prozent und hat den Rekordwert von 210 Franken pro Arbeitsstunde erreicht. Damit übertrifft die chemisch-pharmazeutische Industrie alle anderen Branchen (bis auf die Energie) in der Schweiz deutlich. Inzwischen wird hierzulande jeder zwanzigste Franken durch die chemisch-pharmazeutische Industrie erwirtschaftet, was in absoluten Zahlen einer Wertschöpfung von rund 20 Milliarden Franken und damit einem Anteil an der Gesamtwertschöpfung von 5 Prozent gleichkommt.

Die vier Landesteile

Die Auflösung des scheinbaren Widerspruchs ergibt sich aus einer differenzierteren Betrachtung der schweizerischen Unternehmenslandschaft. Die Schwäche der wirtschaftlichen Dynamik betrifft offensichtlich nicht die ganze Schweizer Wirtschaft. Der beinahe rituelle Hinweis auf den Um-

stand, dass 99,8 Prozent der Schweizer Unternehmen KMU seien, verdeckt nicht nur den substanziellen Anteil an öffentlichen Verwaltungen, Staatsbetrieben etc. an der schweizerischen Volkswirtschaft. Auf den eigentlich zu kleinen Ausweis des Staatssektors in der Staatsrechnung hat jüngst Jan Erik Lane aufmerksam gemacht (Lane 2002). Auch das Eidgenössische Finanzdepartement hat auf diese Tatsache hingewiesen (Chardonnes und Saurer 2002).

Die Rede vom «KMU-Land Schweiz» blendet auch aus, dass sich die Unternehmen nicht nur nach der Grösse unterscheiden, sondern auch bezüglich ihrer Integration in die internationalen Märkte. Diese beiden Dimensionen sind weitgehend unabhängig voneinander. Differenziert man nach klei-

nen und grossen Unternehmen sowie nach dem Grad der internationalen Verflochtenheit (Export/Import) resultieren vier «Landesteile» mit je unterschiedlicher wirtschaftlicher «Kultur» und Dynamik:

- I. der Landesteil der schweizerischen «global players» mit hoher und höchster Wertschöpfung, die der Schweiz Status, Arbeitsplätze und (nicht zuletzt via Direktinvestitionen) Wohlstand sichern;
- II. der Landesteil der in die globalisierte Wirtschaft integrierten, wettbewerbsfähigen und innovativen KMU;
- III. der Landesteil der staatlichen und halb-privaten «Binnenmarkt-Dampfer», einschliesslich Bundesanstalten, grossen Bildungsinstitutionen, Post, Swiss-

com, aber auch der national operierenden Grossverteiler;

IV. der Landesteil der (fast) ausschliesslich im Binnenmarkt tätigen, regional/lokal ausgerichteten KMU, einschliesslich Gewerbe, Tourismus und Landwirtschaft.

Die wirtschaftlich relevanten «Landesteile» haben mit den Sprach- und Kantonsgrenzen nur wenig zu tun, wenn sich auch der erste Landesteil zum Teil – aber nicht ausschliesslich – auf die städtischen/flughafennahen Regionen konzentriert und in manchen sogenannten Randgebieten der vierte Landesteil überwiegt.

Zur Illustration dieser vereinfachenden, aber aufschlussreichen Kategorisierung sind in Abbildung 3 für jeden «Landesteil»

Abbildung 3: Die vier wirtschaftlichen «Landesteile»

Grösse	Ausrichtung	Weltmarkt-orientiert	Binnenmarkt-orientiert
Grossunternehmen	(I)	z. B. UBS, Novartis, Swiss RE, Clariant, Roche, Swatch	(III) z. B. SBB, Swisscom, Post, Migros, Coop, Unispitäler
KMU	(II)	z. B. Biotechnologie, Maschinenbau, Textilgewerbe, medizinische Geräte und Uhren	(IV) z. B. Bau, Handwerk, Beratung, Therapie, Gastronomie, Elektrizitätswerke

Abbildung 4: Anteil der Beschäftigten in den vier wirtschaftlichen Landesteilen.

Grösse	Ausrichtung	Weltmarkt-orientiert	Binnenmarkt-orientiert
Grossunternehmen	(I)	8,6 %	(III) 23,6 %
KMU	(II)	6,9 %	(IV) 60,9 %

Anmerkung: Dargestellt ist die Grösse der vier «Landesteile» in Prozent der Beschäftigung. Die Zuordnung der Branchen erfolgte aufgrund der Betriebszählung 1995. Unterteilung Grossunternehmen/KMU: Unternehmen mit über 250 Beschäftigten gelten als Grossunternehmen, Unternehmen mit 1 – 249 Beschäftigten gelten als KMU. Unterteilung in Weltmarkt-orientiert und Binnenmarkt-orientiert: Als Weltmarkt-orientiert gelten jene Branchen, in welchen mehr als 50 % der Unternehmen eine Exportquote von über 2/3 des Umsatzes aufweisen.

einige wenige Firmen- und Branchenbeispiele dargestellt: Im ersten Quadranten sind in erster Linie die grossen Finanz- und Versicherungsinstitute sowie die Pharmafirmen vertreten. Sie fungieren quasi als weltweit operierende Flugzeugträger. Die Firmen im Quadrant II entsprechen dem Wunschtraum der schweizerischen Wirtschaftspolitik: kleine bzw. mittelgrosse Fregatten, die flexibel in der rauhen See des Weltmarktes kreuzen und den grossen Tankern immer einige Seemeilen voraus sind. Die grossen, Binnenmarkt-orientierten Gebilde (Quadrant III) wären dann die statlichen Dampfschiffe, tauglich für die einheimischen, meist ruhigen und kontrollierten Gewässer. Die kleinen Segel- und Motorboote der Branchen im vierten Quadranten sehen kaum mal was von der fremden Welt, denn sie schippern immer innerhalb der Mole des kleinen Heimathafens. Auf der Basis der Betriebszählung und des branchenspezifischen Umsatzanteils aus dem Export kann man näherungsweise die Beschäftigten auf die vier Landesteile verteilen (vgl. Abbildung 4).

Wenn diese Verteilung auch nur als Schätzung mit erheblichen Bandbreiten interpretiert werden darf, besteht doch wenig Zweifel, dass der grösste Teil der schweizerischen Arbeitsplätze auf den Binnenmarkt, nahezu 60 Prozent sogar auf den tendenziell kartellisierten, geschützten Bereich des Binnenmarktes entfallen. Dem Weltmarkt zuzurechnen wären nach dieser Betrachtung nur rund ein Sechstel aller Beschäftigten. Es liegt schon angesichts dieser

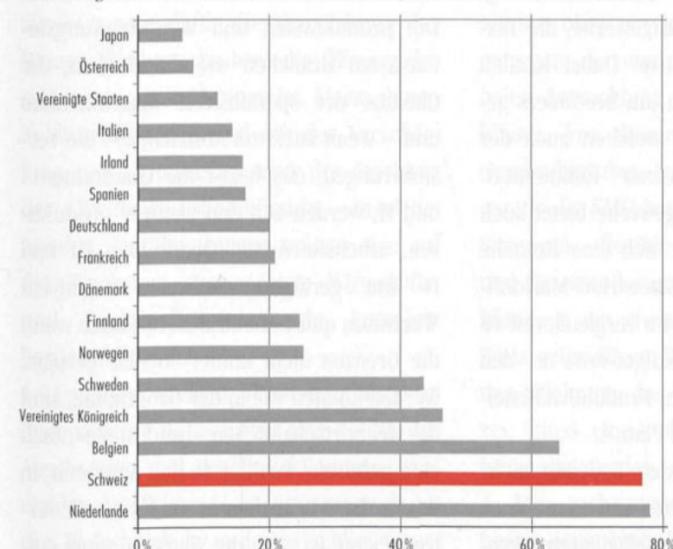
Grössenordnungen auf der Hand, dass die Binnenmarkt-orientierten Sektoren punkto Wertschöpfung und Produktivitätsdynamik schlecht abschneiden müssen.

Noch Potenzial beim Aussenhandel

Das grosse Gewicht des Binnensektors relativiert auch die These von der hohen Integration der Schweiz in den Weltmarkt. Wie eine Studie der Credit Suisse (2001) zum Thema Welthandel zeigt, sind besonders die kleinen Länder auf Exporterlöse durch Spezialisierung angewiesen, um die benötigten Einfuhren zu finanzieren. Die für den Exporterfolg überlebensnotwendigen Aufwendungen für Forschung und Entwicklung, für den Aufbau von neuen Produktions- und Managementkapazitäten sowie von Vertriebsnetzen können besser amortisiert werden, wenn die Absatzmärkte gross sind. Die auf den ersten Blick hohe Exportquote, die multinationalen Schweizer Unternehmen und zahlreiche im Ausland tätige KMU könnten tatsächlich Anzeichen für eine gute Integration sein. Aber per Ende 1999 exportierten nur rund 14 Prozent der über 300 000 Schweizer KMU, und lediglich 21 Prozent importierten. Wenn man für die OECD-Länder das Verhältnis zwischen ausenwirtschaftlicher Verflechtung (Summe der Exporte und Importe im Verhältnis zum BIP) und der Bevölkerungsgrösse statistisch untersucht, ergibt sich für die Schweiz ein «Integrationsdefizit» von rund 10 Prozent. Länder wie Irland, Belgien, die Niederlande, Österreich und Schweden sind nach dieser Auswertung zum Teil deutlich

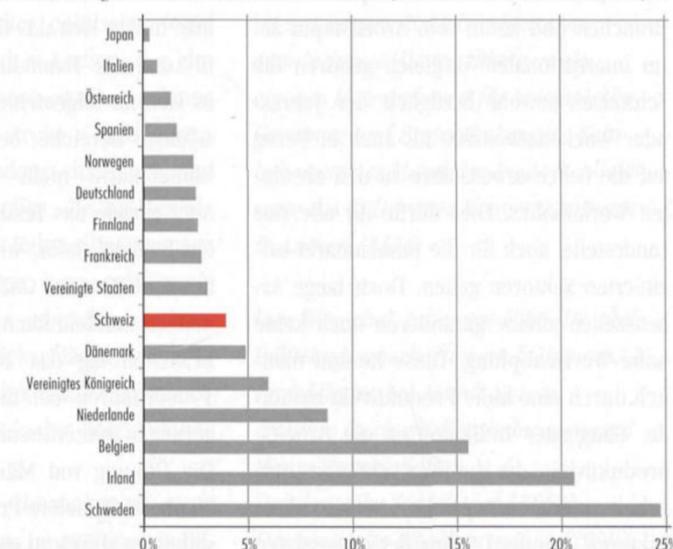
besser in den Weltmarkt integriert. Und dies obwohl die Schweiz im Herzen Europas liegt und damit geographische Vorteile hat. Auch beim seco stellt man diese Schwäche in Bezug auf den Aussenhandel fest, hält diese jedoch für weniger problematisch, «da die Globalisierung im Falle der Schweiz weniger über den Export von Gütern und Dienstleistungen als über Direktinvestitionen und Faktoreinkommen zu verlaufen scheint» (seco Wachstumsbericht 2002). Tatsächlich tätigt kein anderes OECD-Land – bis auf die Niederlande – so viele Direktinvestitionen im Ausland wie die Schweiz (vgl. Abbildung 5). Damit nimmt die Schweiz an der dynamischeren Wirtschaftsentwicklung im Ausland teil, was Arbeitsplätze und Wohlstand im Inland sichert. Deutlich schwächer schneidet die Schweiz dagegen bei den Direktinvestitionen im eigenen Land ab. Hier liegt man nur im Mittelfeld, zahlreiche EU-Staaten sind als Investitionsstandort offensichtlich deutlich interessanter (vgl. Abbildung 6). Auch innerhalb der kantonalen Volkswirtschaften gibt es die vier «Landesteile», wenn auch in ganz unterschiedlichen Anteilen. Der Kanton Zug als die vielleicht am weitesten entwickelte und «modernste» Volkswirtschaft der Schweiz bietet ein gutes Beispiel für die Zweiteiligkeit zwischen dem internationalen, dynamischen und dem Binnenmarkt-orientierten Sektor. Auf der einen Seite sind die Landesteile I und II in Zug deutlich stärker vertreten als anderswo in der Schweiz, wobei vor allem der Weltmarkt-orientierte Sektor dank den

Abbildung 5: Direktinvestitionen im Ausland (in Prozent des nationalen BIP)



Quelle: OECD und Bundesamt für Statistik (1999).

Abbildung 6: Direktinvestitionen im Inland (in Prozent des nationalen BIP)



Quelle: OECD und Bundesamt für Statistik (1999).

vielen Hauptsitzen und Niederlassungen internationaler Unternehmen ins Gewicht fällt. Auf der anderen Seite entspricht der Anteil der KMU an allen Unternehmen bzw. der Anteil der Beschäftigten in den KMU den gesamtschweizerischen Werten. Allerdings weist Zug mit 13 Prozent Anteil an «alten» KMU (Eröffnung vor 1970) den tiefsten Wert in der Schweiz auf (während z. B. Appenzell I. Rh. eine Quote von 32 Prozent erreicht). Umgekehrt ist Zug mit einem Anteil von 41 Prozent bei den «jungen» KMU (Eröffnung zwischen 1991 und 1995) Spitzenreiter. Auswirkungen dieser Dynamik sind auch das schnellste Bevölkerungswachstum sowie die am stärksten wachsenden Einkommen im kantonalen Vergleich.

Wichtigste Basis sowohl für die Bedeutung des internationalen Sektors als auch für den

hohen Anteil an jüngeren, neu angesiedelten und neu gegründeten KMU ist die einmalige Standortqualität, die als Musterbeispiel für die Schweiz betrachtet werden kann. Ein interkantonaler Vergleich dieser Standortqualität, den die Credit Suisse auf der Grundlage kommunaler Werte mit einem Standortqualitätsindikator (SQI) durchgeführt hat, stützt diese Aussage.*

Auf der anderen Seite gibt es in Zug auch Beispiele für die skizzierte Binnenmarktproblematik. Die V-ZUG AG produziert mit über 1100 Mitarbeitern fast ausschliesslich für den Schweizer Markt und gehört damit zu den Grossunternehmen, die wenig in den Weltmarkt integriert sind (vgl. Quadrant III in Abbildung 3), obwohl es qualitativ hochwertige Produkte herstellt. Offensichtlich ist die Firma auf dem Weltmarkt nicht wettbewerbsfähig und wird zudem

durch heimische Vorschriften geschützt. Marktabsprachen sowie technische Vorschriften – alle importierten Geräte müssen für den schweizerischen Markt umgerüstet werden – behindern den Absatz ausländischer Maschinen und damit den Wettbewerb. Gegenüber Frankreich oder Deutschland sind vergleichbare Waschmaschinen in der Schweiz zwei- bis dreimal so teuer. (So kostet eine AEG Öko Lavamat in der Schweiz im Mittel ca. 3 400 Franken, für das identische Modell bezahlt man in Deutschland hingegen nur etwa 890 Euro, was einer Differenz von 262 Prozent entspricht.)

Offene Märkte fördern die Produktivität

Die unterschiedliche Wertschöpfung in den vier wirtschaftlichen «Landesteilen» hängt in erster Linie von der unterschiedlich

* Der verwendete Indikator basiert auf verschiedenen standortbezogenen Faktoren wie der Steuerbelastung der natürlichen und juristischen Personen, den Verkehrsverbindungen und dem Ausbildungsstand der Bevölkerung (Credit Suisse 2001).

hohen Produktivität in den entsprechenden Branchen und kaum vom Arbeitsinput ab. Im internationalen Vergleich gehören die Schweizer sowohl bezüglich der Jahres- oder Wochenarbeitszeit als auch in Bezug auf die Lebensarbeitsjahre zu den absoluten Workaholics. Dies dürfte für alle vier Landesteile, auch für die Binnenmarkt-orientierten Sektoren gelten. Doch lange Arbeitszeiten alleine garantieren noch keine hohe Wertschöpfung. Diese kommt nämlich durch eine hohe Produktivität zustande. Gängigster Indikator ist die Arbeitsproduktivität, die der Wertschöpfung pro Arbeitsstunde entspricht. Verschiedene Faktoren, wie der Umfang des eingesetzten Kapitals, die Technologie, die Ausbildung und das Können der Arbeitnehmer sowie die Organisation der Prozessabläufe bestimmen diesen Indikator. Generell ist das reale Bruttoinlandprodukt pro Kopf ein brauchbares Mass für die Produktivität und Konkurrenzfähigkeit. Wie schon erwähnt, liegt die Arbeitsproduktivität in den exportorientierten, wettbewerbsintensiven Branchen wie der chemisch-pharmazeutischen Industrie oder den Banken mehr als dreimal über dem schweizerischen Branchendurchschnitt. Der Druck der internationalen Konkurrenz und der starke Franken zwingt diese Unternehmen seit jeher zu permanenten Anpassungen, Rationalisierungen und zur Suche nach neuen Märkten. Erst diese Umstände haben die betroffenen Unternehmen «fit» gemacht und ihre Wettbewerbsfähigkeit auf den Weltmärkten gefördert.

Am hinteren Ende der Produktivitätsrangliste finden sich das Gastgewerbe, die Textil- und die Bauindustrie. Dabei handelt es sich im Allgemeinen um besonders geschützte Bereiche, bei welchen auch der Binnenmarkt nicht immer funktioniert. Aber gerade das Textilgewerbe bietet auch ein Beispiel dafür, wie sich eine Branche durch WTO- und GATT-bewirkte Marktöffnungen wandeln kann: Im Vergleich mit 18 Branchen lag das Textilgewerbe in den 1990er-Jahren bei den Produktivitätssteigerungen immerhin auf Platz 4. Die Öffnung von Märkten bedeutet mehr Wettbewerb, tiefere Preise und somit einen ständigen Druck zu einer effizienteren Produktion. Damit steigt die Produktivität und auch das Wirtschaftswachstum, was letztlich allen zu Gute kommt. Zahlreiche Studien belegen, dass die Globalisierung auch in der Schweiz eine Steigerung der Wohlfahrt zur Folge hat (Müller und Marti 2002). Gerade die unteren Einkommenschichten haben davon profitiert, dass die Preise durch Zollabbau oder durch höhere Importkonkurrenz gefallen sind. In die Gegenrichtung wirken vor allem höhere Krankenkassenprämien, höhere Wohnungsmieten und steigende Steuern, also binnenwirtschaftliche Faktoren und der Anspruch des Staates an seine Bürger.

Mehr Wettbewerb im Inneren als Ausweg

Die eingangs diagnostizierte Wachstumsschwäche – eine Art schleichende Stagnation – der Schweiz ist das Resultat sehr unterschiedlicher Wertschöpfungen und

Produktivitäten in den vier Landesteilen. Die produktivsten und wertschöpfungsintensivsten Branchen wie die Banken, die Chemie, der spezialisierte Maschinenbau und – wenn auch mit Abstrichen – die Versicherungen, das heisst die Quadranten I und II, werden von den weniger produktiven, arbeitsintensiven Quadranten III und IV mit geringem, teilweise negativem Wachstum quasi «neutralisiert». Auch wenn die Grenzen nicht immer so klar gezogen werden können wie in der Geographie, sind die vier wirtschaftlichen «Landesteile» auch eine politische Realität. In den Kantonen, in denen diese Branchen besonders stark vertreten sind, ist auch die Wertschöpfung entsprechend hoch, und umgekehrt sind die Kantone, die von den Landesteilen III und IV dominiert werden, tendenziell vom Finanzausgleich und anderen Transferleistungen abhängig. Etwas überspitzt kann man sagen, dass der Landesteil I (und in einem geringeren Masse auch der Landesteil II) über verschiedene föderalistische Mechanismen die Transferleistungen für die Landesteile III und IV sicherstellen. Dies bedeutet aber auch, dass die Leistungsfähigkeit der Weltmarkt-orientierten «Landesteile» unbedingt gewahrt werden muss. Und gleichzeitig müssen alle Optionen genutzt werden, um auch in den Binnenmarkt-orientierten «Landesteilen» die Produktivität zu verbessern und damit die Voraussetzungen für eine Rückkehr zum Wachstum zu schaffen. In der letzten Zeit kristallisiert sich unter Ökonomen und im Volkswirtschaftsdepartement ein Konsens

heraus, dass eine der wichtigsten Voraussetzungen dafür die Verstärkung des Binnen-Wettbewerbs bzw. die Öffnung des schweizerischen Marktes ist. Massnahmen in diese Richtung sind mit der Verschärfung des Kartellrechts und der Stärkung der Wettbewerbskommission eingeleitet worden. Darüber hinaus müsste eine auf das Wachstum ausgerichtete Wirtschafts- und Sozialpolitik folgende Postulate berücksichtigen:

1. Entgegen einigen Tendenzen auch in Europa muss die Schweiz eine Politik der Abschottung und des Protektionismus vermeiden. Die Schweiz lebt vom Austausch mit der Weltwirtschaft, und dies schliesst ausdrücklich den Faktor Arbeit, d. h. die Immigration und Integration von ausländischen Arbeitskräften und Unternehmern, mit ein. Angesichts der demographischen Herausforderung und des weltweiten Wettbewerbs um Talent muss die Zuwanderung der «besten Köpfe» jederzeit möglich bleiben.
2. Die Belastung der dynamischen Unternehmen und der expandierenden Kantone muss begrenzt werden. Es muss verhindert werden, dass immer grössere Gruppen, Wirtschaftssektoren und Kantone von den Transfers einer wertschöpfenden Minderheit abhängen. Gerade der Kanton Zug sieht sich einem immer währenden Abwehr- und Legitimationskampf für seine Wirtschafts- und Finanzpolitik ausgesetzt. Der föderalistische Ausgleich kann nicht dazu führen, dass die «Randregionen» auf Kosten der Zentren, die im internationalen Standortwettbewerb stehen, entwickelt werden.

3. Der Liberalisierung und der Öffnung der Märkte bläst ein kalter politischer Wind entgegen, der unter dem Einfluss der globalen Entwicklung noch stark zunehmen könnte. Von dieser struktur- und besitzstandwährenden Tendenz sind auch und gerade die KMU betroffen, die auf Deregulierungen, flexible Rahmenbedingungen und Steuerentlastungen, kurz: auf liberale Lösungen am ehesten angewiesen wären. Trotz zeitweiligen Rückschlägen, wie z. B. der Ablehnung des Elektrizitätsmarktgesetzes, muss eine Politik der Marktöffnung fortgesetzt werden.

4. Das vorhandene Humankapital muss besser genutzt werden. Investitionen in Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologien sind zu fördern. Dabei kann man aber nicht nur mehr Geld einfordern, sondern diese Mittel müssten konsequenter nach den Bedürfnissen der Wirtschaft verwendet werden. Auch bei den Strukturen in den Bildungsinstitutionen und bei der Effizienzkontrolle besteht noch Verbesserungsbedarf.

5. Die positiven, wichtigen Errungenschaften und die Rahmenbedingungen des Wirtschaftsstandortes Schweiz müssen bewahrt werden: in erster Linie der flexible Arbeitsmarkt, die geringe Streikaktivität, die dezentrale Lohnfindung, die Qualität der Infrastruktur sowie die hohe Lebensqualität. Gerade die höchste Beschäftigungsquote und die niedrigste Arbeitslosenquote unter den OECD-Ländern verweisen auf die effiziente Organisation von Angebot und Nachfrage sowie eine schnelle Reaktionsfähigkeit.

Thomas Held, Jahrgang 1945, Dr. phil., ist seit Januar 2001 Direktor von Avenir Suisse. Davor führte er ein eigenes Unternehmen für strategische Beratung und Projektleitungen. Sein bekanntestes Mandat war die Realisierung des Kultur und Kongresszentrums in Luzern (KKL).

Uwe Wagschal, Jahrgang 1966, Dr. phil., Politikwissenschaftler und Ökonom, Projektleiter bei Avenir Suisse, mehrere Buchveröffentlichungen und Herausgeberschaften, u.a. Der deutsche Sozialstaat (2000), Der gezügelte Wohlfahrtsstaat (2000), Der Preis des Föderalismus (2002) sowie Politische Ökonomie (2002).

Literatur

- BAK Basel Economics: Garant und Motor für Produktivität und Wohlstand in der Schweiz – Die Bedeutung der chemisch-pharmazeutischen Industrie für die Schweizer Volkswirtschaft, Basel 2001.
- BFS, Bundesamt für Statistik 2001: Der Wirtschaftsraum Basel. Struktur und Perspektiven, Zürich 2001.
- Brunetti, Aymo, Straubhaar, Thomas, Borner, Silvio: Die Schweiz im Alleingang, Zürich 1994.
- Chardonnes, Pierre, Saurer, Peter: Quote-part d'impôt, quote-part fiscale, quote-part de l'état: une exégèse, in: La Vie économique 2/2002.
- CREA, Lambelet, Jean-Christian, Mihailov, Alexander: Le poids des places financières suisse, genevoise et lémanique, Ecole des Hautes Etudes Commerciales (Hg.), 2001.
- Credit Suisse: Welthandel – Erfolgsgeschichte auf dem Prüfstand, Zürich 2001.
- Katzenstein, Peter J.: Small States in World Markets, Ithaca and London, 1985.
- Maddison, Angus: The World Economy. A millennial Perspective, Development Center Studies OECD, 2001.
- Müller, André, Marti, Michael: Globalisierung und die Ursachen der Umverteilung in der Schweiz, in: Die Volkswirtschaft, 9, 2002, 8–11.
- OECD, Organisation for Economic Development: Health Statistics, Paris 2002.
- SECO, Eidgenössisches Volkswirtschaftsdepartement: Der Wachstumsbericht. Determinanten des Schweizer Wirtschaftswachstums und Ansatzpunkte für eine wachstumsorientierte Wirtschaftspolitik, Grundlagen der Wirtschaftspolitik Nr. 3D, Bern 2002.

Bis ins Jahr 2020 wird der private Verkehr im Kanton Zug um 43 Prozent zunehmen, der öffentliche um 38 Prozent. Auch nach einer Lärmsanierung der Kantonsstrassen sind im Kanton Zug rund 700 Gebäude einer Lärmbelastung über dem Immissionsgrenzwert ausgesetzt.

Visionen zur Mobilität: Das Rad kann man nicht neu erfinden und auch kaum verhindern, dass Autos Lärm machen und gelegentlich Strassen verstopfen. Mobilität ist notwendiger denn je, dennoch wird sie zur Plage. In Denk-Fabriken, alternativen Zirkeln oder in Science-Fiction-Büchern wurde schon häufig versucht, schönere oder bessere Verkehrs-Welten zu entwerfen.

In letzter Zeit jedoch scheint es, als ob die Phantasie erlahmt ist. Man hat mehr oder minder kapituliert vor der Auto-Flut – auch im Kanton Zug. Politiker glauben nicht mehr daran, Mobilität anders gestalten zu können, sondern verlegen sich aufs Reagieren.

Man tut nur dann etwas, wenn zwischen Cham, Baar oder Zug viele Fahrzeuge zu «Stauzeugen» werden. Dann sucht man den Verkehr zu verflüssigen. Doch weil die politische Reaktion der zunehmenden Mobilität immer mehr hinterherhinkt, wird es, obwohl die Stauungen schon jetzt länger und länger werden, noch Jahre dauern bis zur voll ausgebauten Stadtbahn, bis zum Minitunnel in Zug, der Umfahrung von Cham, den neuen Autobahn-Anschlüssen und dem besseren Anschluss des Berggebiets bei Inwil.

Reicht es künftig aus, in der Verkehrspolitik erst dann zu reagieren, wenn auf den Strassen Fakten geschaffen worden sind? Oder gibt es bald einen Kollaps im Kanton, wenn mit der wachsenden Bevölkerung das Verkehrsvolumen weiterhin so stark zunimmt? Sobald die Autobahn durch das Knonauer Amt eröffnet ist, wird Zug zum automobilen Vorort von Zürich. Der Siedlungsdruck wird noch grösser werden, die

Steueroase für viele Gutbetuchte mit Zweit- und Drittwagen noch leichter erreichbar sein. Wächst der Kanton weiter im bisherigen Tempo, dann könnte er im Jahre 2030 gegen 140 000 Einwohner haben – vierzig Prozent mehr als heute. Da auf zehn Einwohner sechs Autos kommen, kann man sich leicht ausrechnen, dass der Verkehr ebenfalls um etwa ein Drittel zunimmt.

Man ahnt, was kommt. Hat man aber auch schon eine Vorstellung darüber, wie dieses Wachstum auf knappem Raum bewältigt werden kann? Muss man sich weiter durchwursteln zwischen individueller und öffentlicher Fortbewegung? Oder gäbe es Ideen oder gar Visionen, wie man diesen Verkehr anders und besser organisieren könnte? Entweder durch eine stärkere Beeinflussung des Mobilitätsverhaltens mit Preis-Anreizen, mit Verboten, Geboten oder Öko-Appellen oder durch Änderungen in der Verkehrs-Infrastruktur.

Denkbar wäre auch, dass man individuelle und öffentliche Verkehrsmittel besser vernetzte, etwa Parkplätze an der Autobahn errichtete und die «letzte Meile» mit der Stadtbahn führe. Oder muss Zug das demographische Null-Wachstum proklamieren, weil man anders die mobile Zukunft nicht garantieren kann?

Visionärer Blick vom Schiff

«Visionen zur Mobilität im Kanton Zug» hiess darum das Thema eines Roundtable-Gesprächs. Fünf Teilnehmer trugen Anregungen und Ideen zusammen, wie man den wachsenden Verkehr einer boomenden Region auf möglichst menschen- und naturfreundliche Weise organisieren könnte. Am Gespräch beteiligt waren nicht nur Macher und Planer, Autohändler und Marketing-Manager, sondern auch eine Verkehrs-Kundin. Sie pendelt zwischen Zug und Zürich und wechselt auch ständig als GA-Besitzerin zwischen den Verkehrsmitteln Zug und Auto. Um mehr Weitsicht zu bekommen für den visionären Blick in das Jahr 2030, trafen sich Bernadette Scherer, Martin Bütikofer, Oscar Merlo, Lorenzo Martonni und Hans Wickart auf einem Schiff, das den Zuger See durchpflügte.

Es gab keine hitzige Debatte auf den föhning aufgefrischten Wellen, keinen Streit zwischen Bahn-Fans und Auto-Freaks. Solche ideologischen Schlachten sind offenbar passé, weil sie keine Lösungen gebracht haben, sondern nur politische Blockaden. Radikale Massnahmen wurden nicht verlangt. Niemand forderte etwa eine kantonale Initiative zur Halbierung des Auto-Verkehrs

oder ein Sonntags-Fahrverbot zwischen Zug und Arth. Auch hohe Strassenzölle an der Zuger Stadtgrenze wurden nicht angeregt, ebensowenig der Nulltarif im öffentlichen Verkehr, der kollektive Umstieg auf den Velo-Sattel. Es plädierte auch niemand für eine vierspürige Strasse durch die Stadt.

Das Gespräch zeigte: Es gibt, wenn man nicht wie ein Träumer in die Lüfte geht, sondern auf bodennahem Wasser bleibt, keinen visionären Verkehrs-Entwurf, der alle Probleme lösen kann. Die Mehrheit der Teilnehmer beschränkte sich auf mehr oder minder realistische Ideen: auf punktuelle Verbesserungen im System, wie sie im Gesamtverkehrskonzept «Plus Punkt» des Kantons und im Teilrichtplan Verkehr teilweise bereits vorgesehen sind. Die freie Wahl des Verkehrsmittels will man erhalten, auch wenn auf gewissen Strassen und bei der Parkplatz-Zuteilung mit mehr Kontingenten oder Beschränkungen gerechnet wird.

Wenn der Ausblick auf das Jahr 2030 etwas mehr visionäre Züge bekam, dann ging es um die Nutzung der Telematik, also um die Verknüpfung von Telekommunikation und Informationstechnik. Planer und Verkehrsmanager hoffen, dass dereinst mit dem Handy oder mit einem anderen mobilen Gerät die kombinierte Mobilität verwirklicht werden kann. Damit könnten sämtliche Verkehrsmittel vernetzt werden: Privatauto, Mietauto, Mietvelo, Bus und Bahn. Je nach Situation, nach Fahrt-Ziel und Stau-Lage steigt man um von der individuellen zur öffentlichen Fortbewegung, vom Rad auf die Schiene und vice versa. Der persön-



liche Mobilitätsmanager im Taschenformat sagt einem nicht nur, wie man am besten und schnellsten weiterkommt, im Portemonnaie steckt vielleicht auch eine Kreditkarte mit Chip, die nicht nur das Ticket ersetzt in Bussen und Bahnen, sondern mit der man auch Elektroautos mieten kann an verschiedenen Stellen der Stadt. Wenn diese telematische Vision, die da auf dem Zuger See entworfen wurde, tatsächlich wahr wird, dann gibt es zwar in drei Jahrzehnten noch mehr Mobilität als heute, aber nicht mehr so viel raumfressenden und luftverpestenden Verkehr, weil die Transportmittel effizienter genutzt werden.

Eine Vision in Griffnähe:
Die Stadtbahn wird das
Mobilitätsverhalten in
der Region Zug beein-
flussen.

Oscar Merlo: Es wird eine viel stärkere Vernetzung des Verkehrs geben, die Hilfsmittel für diese Verknüpfung sind längst vorhanden. In 30 Jahren werde ich ein Mobiltelefon haben, das mir auch ein Fahrgast-Informationssystem bietet. Wann geht der nächste Zug? Wo gibt es Verspätungen? Der stärkere Ausbau des öffentlichen Verkehrs ist unausweichlich, weil der Kanton Zug zu wenig Raum hat, um viel mehr neue Strassen zu bauen. Der durchschnittliche Platzbedarf eines fahrenden Personenwagens liegt bei 100 Quadratmetern; ein stehendes Auto braucht 25 Quadratmeter. Die 60 000 Autos im

Die Teilnehmenden
(von oben):
Bernadette Scherer,
Journalistin, Pendlerin,
Zug.

Oscar Merlo: «Im Jahre 2030 wird es eine Verkehrskontingentierung geben.»

Kanton brauchen also schon jetzt mehr Platz als die Menschen zum Wohnen. Der Verkehrskollaps ist keine plötzliche Erscheinung, er ist ein schleichender Prozess. Im Jahre 2030 wird es eine Verkehrskontingentierung geben: Jedem Grundstück wird, wie schon jetzt den Unternehmen, vorgeschrieben werden, wie viel Verkehr es erzeugen darf. In den Planungsprozessen werden wir anders vorgehen müssen, Mobilität wird Teil einer strategischen Umweltprüfung, wie es jetzt schon in der EU gemacht wird. In zehn bis fünfzehn Jahren müssen wir auch in diesem Sinne den kantonalen Teilrichtplan Verkehr einer Prüfung unterziehen. Denn irgendwann kommen die Firmen nicht mehr nach Zug, weil die Erreichbarkeit nicht mehr gewährleistet ist. Es ist ein Trugschluss, die Erreichbarkeit über Parkplätze zu sichern oder mit solchen Plätzen Firmen anlocken zu können.

Hans Wickart: Sie können das alles zwar planen, aber ob die Leute das auch wollen? Das Auto ist ein Produkt mit Emotionen, beim Kauf geben diese sogar den Ausschlag. Es gibt nicht die Alternative, entweder mit Stau oder mit Beschränkungen die Leute in den öffentlichen Verkehr zu zwingen. Die Bürger wollen auch einen Ausbau der Strassen. Die heutigen Probleme sind eine Folge jahrzehntelanger verkehrspolitischer Lethargie. Vor 30 Jahren war die Situation noch viel schlimmer. Da gab es Kolonnen bis Walchwil und viele Lastwagen-Unfälle, weil sich der gesamte Gotthard-Verkehr am See entlangwälzte. Ab 1974

Martin Bütikofer,
Leiter des Amtes für
öffentlichen Verkehr
des Kantons Zug,
Cham.

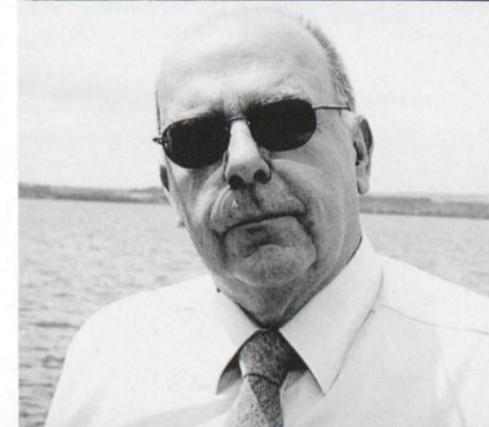
Lorenzo Martinoni,
Zürcher Verkehrsver-
bund, Zug.

herrschen dann paradiesische Zustände in Zug. Das führte zu einer verkehrspolitischen Inaktivität, weil alle happy waren. Man machte Pläne, aber keine Projekte. Heute sind wir gleich weit. Der Teilrichtplan Verkehr muss bis 2030 realisiert werden, damit wir schnaufen können.

Wenn der Wirtschaftsstandort Zug erhalten werden soll, dann muss man den individuellen Verkehr zulassen und Parkplätze erlauben. Es dient auch dem Umweltschutz, wenn der Autoverkehr rollt und nicht steht: Wird im Stadtgebiet zumindest eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 30 Kilometern in der Stunde erreicht, dann gibt es 84 Prozent weniger Schadstoffe. Es ist auch zu bedenken, dass inzwischen 44 Prozent des Verkehrs Freizeit- und nicht Berufsverkehr sind. Der Freizeitverkehr wird auch in 30 Jahren hauptsächlich Autoverkehr sein, er wird sogar individualistischer werden. Der individuelle und der öffentliche Verkehr lassen sich gut ergänzen, etwa durch mehr Park & Ride-Anlagen. Es wird sie geben an der dann sechs- oder achtspurigen Autobahn zwischen Blegi und Rotkreuz. Warum nicht bei Lindenham eine Park & Ride-Anlage bauen und die Leute dort mit der Stadtbahn abholen? Eine verkehrsfreie Innenstadt ist möglich und auch sinnvoll, sobald der Stadttunnel fertiggestellt ist. Als Auto-Experte kann ich sogar mit einer Bahn-Vision dienen: Warum macht man nicht bei der zweiten Ausbau-Etappe der Stadtbahn einen Kreisverkehr, indem man zwischen Baar und Steinhausen die Lücke schliesst. Solch einen «Circle» gibt es zum

Oscar Merlo,
Verkehrsplaner,
Cham.

Hans Wickart,
Geschäftsführer der
Amag Zug.



Martin Bütikofer: «Meine Vision ist, dass in 30 Jahren jede Zugerin und jeder Zuger mindestens eine Chip-Karte für den öffentlichen Verkehr in der Tasche hat.»

Beispiel bei der Londoner U-Bahn. Wir müssen die Grenzen des Wachstums hinauschieben mit innovativen Methoden.

Martin Bütikofer: Mobilität ist nicht Selbstzweck, sondern ein Mittel, um wichtige Bedürfnisse zu befriedigen. Die Frage ist, wie man die Mobilität gesamtverträglich abwickelt. Meine Vision für Zug bestünde darin, bei der Planung nicht mehr zwischen individuellem und öffentlichem Verkehr zu trennen, sondern ganzheitlich zu denken. Denn nur noch miteinander kann das kantonale Problem des knapper werdenden Raumes gelöst werden. Das Fahrzeug wird immer mehr zum Stehzeug, wegen der Platzprobleme ist aber eine nachfrageorientierte Erweiterung der Strassenkapazität nicht möglich. Es ist spürbar, dass jetzt etwa bei den Parkplätzen die Grenzen des Wachstums erreicht sind. Wir müssen daher vernetzt denken, und zwar in Transportketten – vom Fussweg, über Velo, Auto bis hin zu Bus und Bahn. Das heutige Verkehrssystem krankt daran, dass die Kettenglieder nicht optimal ineinandergreifen. Fünf Minuten Verspätung in einem Verkehrsmittel sind verkräftbar, wenn ich weiss, dass bald ein nächstes zur Verfügung steht. Die Transportunternehmen sollten nicht allein auf ihren eigenen Fahrplan achten, sondern sie sollten in Transportketten denken und dazu die entsprechenden Informationssysteme für Kunden bereitstellen. Es wäre auch schon viel gewonnen, wenn wir die Qualität des Wartens verbessern könnten. Zehn Minuten Warten können entweder als unendlich

lang oder als nützlich und spannend empfunden werden. Über Verkehrsfragen sollte nicht nur zeitgerecht debattiert werden, bevor also der Leidensdruck zu gross wird, sondern auch lustvoller.

Ebenso müssen wir auf eine emotionalere Weise den Kunden den öffentlichen Verkehr nahebringen. Es gilt, zum Beispiel bei der Stadtbahn Zug, über das bloss Rollmaterial hinaus zu denken, vom Bummler-Image der Bahn wegzukommen. Wir brauchen ein pfliffiges Agglomerationsbahn-Konzept. Die Leute müssen in Bussen und Bahnen auch ordentlich sitzen und stehen können. Um die Vernetzung der Systeme zu erreichen, braucht es neue Telekommunikationsmittel und auch einfachere Bezahlungssysteme, etwa beim Park & Ride. Ich bin davon überzeugt, dass die Zuger Bevölkerung in den nächsten zwanzig Jahren viel mehr multimodales Verkehrsverhalten zeigen wird, wenn Planung und Betriebssysteme dies ermöglichen. Meine Vision ist, dass in 30 Jahren jede Zugerin und jeder Zuger mindestens eine Chip-Karte für den öffentlichen Verkehr in der Tasche hat.

Lorenzo Martinoni: In 30 Jahren werden die Schweiz und Zug viele Vorteile gegenüber der EU eingebüsst haben. Es wird weniger Geld für Bauvorhaben geben. Zug wird mit einer Fahrzeit von rund 15 Minuten ein Zürcher Subzentrum sein. Die überalterte Bevölkerung wird höhere Ansprüche an den Verkehr stellen. Die Mobilität, auch der öffentliche Verkehr, wird individueller sein. Auf Stadtgebiet werden kleinere Fahrzeuge fahren. Möglicherweise werden Strassen-

Zölle bei besonders belasteten Achsen oder bei der Fahrt in die City erhoben, wie es in Oslo schon geschieht und in italienischen Städten geplant ist. Denkbar ist auch eine intensivere Bewirtschaftung der Parkplätze. Öffentliche City-Cars könnten den öffentlichen Verkehr für kurze Fahrten im Stadtbereich ergänzen. Versuche von Postauto in Martigny und Peugeot in La Rochelle zeigen schon heute, wie so etwas funktionieren könnte. Die Telematik wird ein integriertes Verkehrsmanagement ermöglichen. Eine Leitstelle wird aktuelle Verkehrsdaten verarbeiten und über Handy den Verkehrsteilnehmern individuelle Tipps geben, wie man am schnellsten und am besten vorankommt, ob mit dem Auto oder dem öffentlichen Verkehr oder einer Kombination aus beidem. Wenn ich mit meinem Handy am Landgemeindeplatz stehe und nach Steinhäusern will, dann sagt es mir, wann der nächste Bus vom Postplatz geht, wo in der Nähe noch City-Cars frei sind und dass ein aus Oberwil kommender Car-Pool-Teilnehmer mich mit seinem Auto mitnehmen würde. Ob sich das rechnet? Der Staat kann Randbedingungen schaffen, damit solche neuen Dienstleistungen finanziell attraktiv werden. Ist Telematik im Verkehr science-fiction? Die Technik dafür existiert, an der erforderlichen Organisation und an den Datengrundlagen arbeitet man bereits. Mit Telematik lässt sich ohne zu bauen mehr Verkehr bewältigen.

Bernadette Scherer: Ich frage mich, wie man das Verkehrsverhalten so beeinflussen könnte, dass Mobilität umweltfreundlicher

Lorenzo Martinoni: «Mit Telematik lässt sich ohne zu bauen mehr Verkehr bewältigen.»

Bernadette Scherer: «Eine gute Idee wäre ein Mitnahme-System in Autos.»



zugute, nicht allein der Firma. Eine gute Idee wäre auch ein Mitnahme-System in Autos, damit nicht immer nur ein Pendler im Fahrzeug sitzt. In Burgdorf im Kanton Bern wird gerade ein derartiges System getestet. Da kann man an einer Säule seinen Mitfahrwunsch anmelden und gegen Entgelt «Autostopp» machen, wobei die nötige Sicherheit für Fahrer und Mitfahrer durch eine Kamera-Überwachung gewährleistet ist. Wenn etwas Ähnliches in Zug gelänge, dann gäbe es im Berufsverkehr viel weniger Stau.

wird. Von Geboten und Verboten halte ich nichts. Man muss es mit Anreizen versuchen. Das sehe ich bei mir selber. Ich habe ein Auto und auch ein SBB-Generalabonnement. Es ist teuer, aber im Moment noch unterhalb meiner finanziellen Schmerzgrenze. Man darf es indes nicht noch teurer machen, denn schon jetzt fragt man sich gelegentlich, ob angesichts der Leistungen der Gegenwart gerechtfertigt ist. Vor allem zu Orten jenseits der Hauptachsen hat man oft sehr schlechte Anschlüsse. Wenn ich mit der Bahn von Zug nach Hospental bis zu 2,5 Stunden brauche, dann stimmt doch etwas nicht. Da nimmt doch fast jeder das

Auto. Als Pendlerin nach Wohlen brauchte ich früher 40 Minuten, nach einem Fahrplanwechsel waren es plötzlich mehr als eine Stunde geworden. Mit dem Auto brauche ich etwa die Hälfte der Fahrzeit. Meine Vision wäre, die Anschlüsse zu verbessern und damit den öffentlichen Verkehr attraktiver zu machen. Mit einer besseren Tarifstruktur liesse sich gerade bei Familien einiges erreichen, damit diese weniger Auto und mehr mit der Bahn fahren. Ferner könnten doch die Arbeitgeber statt eines Parkplatzes für den Mitarbeiter dessen Fahrt im öffentlichen Verkehr finanzieren. Das käme der gesamten Gesellschaft

Viele Visionen zukünftiger Mobilität wären heute schon machbar: Die Technik dazu besteht, allein es fehlt der Wille.

1795 brannte ein beträchtlicher Teil der Stadt Zug ab – damals lautete die Vision: Wiederaufbau! Was würde heute oder morgen nach einer ähnlichen Brandkatastrophe im alten Stadtteil Zugs passieren?

Pechschwarze Nacht. Ein eisig kalter Nord-Nord-Ostwind heult durch das Kapuzinerkloster Zug. Bruder Florian schlurft schlaftrunken vom Kreuzgang zur Türe des Glockentürmchens. Es ist kurz vor Mitternacht zum Aschermittwoch, vom 18. auf den 19. Februar 1795. Zeit für das mitternächtliche Stundengebet. Die Glocke soll die Ordensmitglieder für das Gebet im Chor zusammenrufen. Als Bruder Florian die Türe öffnet, wird er vom hellen Schein überrascht. «Eine Erscheinung!», fährt es ihm wie ein Blitz durch den Kopf. Er wirft sich auf die Knie und faltet die Hände. Totenstille. Dann schlägt Lärm an sein Ohr und er glaubt das Wort «Fürio» zu hören, springt auf und rennt hinaus, ein Stück durch den Garten zur westlichen Mauer: Tatsächlich, Feuer! Er rennt zurück, um das Glockenseil zu ergreifen und Sturm zu läuten. Durch die ganze Stadt tönt der Ruf «Fürio!». Vom Zytturm dröhnt das seit Menschengedenken noch nie gehörte, grosse, mit einem Blasebalg versehene Feuerhorn. Das Feuer ist bei Tischmacher Leodegar Stadlin ausgebrochen und hat sich durch den starken Wind ausgeweitet. Nicht bloss das Geissweidquartier beim Kloster, son-

dern auch die oberen und unteren Häuserreihen des Schweinemarktes und der Hintergasse brennen, heute unter den Namen Zeughausgasse, St.-Antons-Gasse und Neugasse bekannt. Einzelne brennende Schindeln wirbeln durch die Luft und fliegen bis zum Kolinplatz. Die Verhältnisse werden zunehmend chaotisch: Viele glauben, die ganze Stadt werde abbrennen, deshalb fliehen sie und versuchen ihr Hab und Gut zu retten. Inzwischen versuchen die beim Zollhaus versammelten «Feuer-Räte» das Rettungswerk zu koordinieren. Alle umliegenden, teilweise mehrere Stunden entfernte Ortschaften senden Hilfstruppen: Aus dem Ennetsee, aus Baar, den Berggemeinden, selbst aus Knonau, Bremgarten, Horgen, Arth, Schwyz, ja sogar aus Einsiedeln treffen Feuerrotten ein. Neben den vier Spritzen aus Zug sind weitere 16 Spritzen im Einsatz. Langsam zeigen die enormen Anstrengungen der Feuerwehrleute ihre Wirkung, und es flackern nur noch da und dort kleine Feuer auf.

Bei den Aufräumarbeiten wird nun das Ausmass der Katastrophe sichtbar: 26 Wohnhäuser sind eingeäschert, 111 Personen habe ihr Ob-

dach verloren. Die Brandursache bleibt unklar. Vieles deutet daraufhin, dass Fahrlässigkeit im Hause Leodegar Stadlins der Auslöser für den Brand war; den Stadlins, die im Quartier nicht besonders beliebt waren, bleibt nichts anderes übrig, als aus dem Quartier wegzuziehen.

Rascher Wiederaufbau

Der Chronist Anton Weber hält 1885 in seinem Bericht über den Geissweidbrand fest: «Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit und neues Leben blüht aus den Ruinen.»

Wie wahr! Durch die reichlichen «Beisteuern» kräftig unterstützt, machen sich 1795 die Bürger baldmöglichst daran, neue Wohnungen zu bauen. Verunglückte, welche die Mittel zum Bauen nicht besitzen, verkaufen ihre Bauplätze. Die Stadt entsteht neu in alter Form. Für Häuser, die gerade käuflich sind, werden hohe Preise bezahlt, schliesslich will man an der Aufbaueuphorie teilhaben. Kirchmeier Karl Kaspar Fridlin, Kupferschmied und Spezereihändler, ist der erste, der baut. Das bedeutendste der zerstörten Gebäude ist der «Hirschen», damals schon ein grosser Gasthof.

Dessen Besitzer, «Hirschenwirt Waller», baut den «Hirschen» «wie ein Kloster mit einem Hof, in der Mitte sammt einem Brunnen». Am 1. Juni 1796 findet bereits das Fest der Aufrichte statt. 1959 dann wurde dieser, wie alte Zuger zu sagen pflegen, «wunderschöne Hirschen» abgerissen. In einer denkwürdigen Abstimmung sprach sich das Volk dafür aus und damit für die damals angebrochene Moderne. Eine Katastrophe, wie viele heute meinen.

Aber die kleinen Katastrophen beginnen eigentlich schon bald nach dem Geissweidbrand. Da wurde mit letztem Einsatz verhindert, dass der Schwefelturm mit dem dort in Brand geratenen Wehrgang ein Raub der Flammen wurde; wenige Jahre später fällt er der Spitzhacke zum Opfer. Mit der Regelmässigkeit des sich im Wasser ausbreitenden Kreises, wenn man bei der Platzwehre einen Stein in den See wirft, werden die historisch bedeutenden Baudenkmäler der Stadt zerstört. Mit nur zwei Stimmen Unterschied beschliesst die Einwohnergemeinde anno 1874, das Baarertor beim Postplatz zu schleifen. Die Entfernung dieses Nadelöhrs schaffte zwar mehr Platz für den damaligen Verkehr in die und aus der Altstadt, verhinderte aber gleichzeitig eine Stadtumfahrung, die damals noch problemlos zu schaffen gewesen wäre. Eine Katastrophe, wie man später zu Recht empfand.

Gefährliches Wachstum

Weniger spektakulär, aber um einiges gefährlicher wird heute von namhaften Wissenschaftlern die Gefahr exponentiellen Wachstums beurteilt. 1972 erschien das Buch «Grenzen des Wachstums» des «Club of Rome». Kritisch gewürdigt muss man heute, 30 Jahre später, festhalten, dass das denkwürdige Werk in Zug kaum wahrgenommen worden ist. Trotz seiner ungeheuren Bedeutung für unsere Zukunft werden die «Grenzen des Wachstums» in der praktischen Politik des Kantons Zug kaum berücksichtigt. Dabei wäre das Buch gerade für den Kanton Zug aktueller denn je. Zug verzeichnet Anfang des dritten Jahrtausends das grösste und schnellste Wachstum der Schweiz und in der Folge die niedrigste Leerwohnungsdichte. Dadurch steigt der Druck auf die Landreserven ins Unermessliche, die Bauzonen werden das Bauernland länger je mehr verdrängen. Für die marode Landwirtschaft ist das die einzige Möglichkeit, über die Runden zu kommen, für die Spekulanten ein gefundenes Fressen und für das Baugewerbe das nötige Wachstum. Die Politik, vertreten durch Bauern, Spekulanten und Gewerbetreibende, etwas bedrängt von Alternativen und Grünen, versucht krampfhaft, grüne Oasen in den Beton zu mischen, assistiert von wortreichen Architekten

und Gartendesignern. «Grüne Mitte Lorzenstadt» oder «ein urbanes Konglomerat mit dem Potential für ein charakteristisches hybrides Siedlungs-Patchwork» nennt sich das dann in der Fachsprache der Planer der «Lorzenstadt». Wiese um Wiese verschwindet, nicht nur in der Lorzenebene, sondern in allen Himmelsrichtungen. Wenn das aktuelle Chaos auf den Zuger Strassen, wie es von offizieller Stelle genannt wird, die wirtschaftliche Entwicklung und die Qualität des Wohnraumes gefährden, so muss man sich schon fragen, warum denn eigentlich die Bevölkerung des Stadtzentrums mit der historisch bedeutenden Bausubstanz eines der grössten Verkehrsaufkommen des Kantons über sich ergehen lassen muss? Die Ozonbelastung hat im Vergleich zum Jahr 2000 markant zugenommen. Der Stundengrenzwert war im Jahr 2001 137 Mal überschritten, was einer Zunahme von einem Fünftel gegenüber dem Vorjahr entspricht. Ein Drittel der von Menschen verursachten CO₂-Belastung der Atmosphäre wird durch den Individualverkehr verursacht. Die Stadt Zug hat zwischen 1990 und 2000 dem Ausstoss des schädlichen CO₂ um mehr als 6 Prozent erhöht. Um in Erfahrung zu bringen, wie Herr und Frau Zuger die Raumplanungs- und Verkehrspolitik der Zukunft gestalten würden, wurden sie für das Raumordnungskonzept angefragt. 600

Personen machten von der Mitwirkungsmöglichkeit Gebrauch. Viele mit der leisen Hoffnung, etwas beitragen zu können. Doch die Zuger Regierung fand es nicht einmal nötig, die 600 Reaktionen inhaltlich zu würdigen. So wird an den berechtigten Anliegen der Bevölkerung vorbei gewurteilt. Die von allen längst geforderte Umfahrung der Innenstadt via Stadttunnel wurde um Jahrzehnte zurückgestuft. Eine Vision des Schreckens für die Betroffenen. Der zähflüssige Verkehr zwischen Casino und Postplatz kommt immer häufiger zum Stehen. Die von Jahr zu Jahr zunehmende Erwärmung führt zu Atem beraubenden Zuständen im wahrsten Sinn des Wortes.

Weisse Schutzmasken und Dauersmog

Es braucht wenig Phantasie, um die Entwicklung der letzten Jahre in die Zukunft weiterzuführen. Bald tragen immer mehr Menschen in Zug die kleinen, weissen Schutzmasken, wie sie etwa von Fotos aus Bangkok bekannt sind. Die einst gepriesene Sicht auf See und Berge wird dem Blick in den Smog weichen, in den bleiernen Schleier, durch welchen nur noch die Umrisse von Rigi und Pilatus zu erkennen sein werden. Lärm und Gestank werden die Gassen der Altstadt zudecken.

Der Bauboom wird weitergehen. Oberwil, das südliche Quartier der

Stadt, wird mit der City zusammenwachsen. Eine durchgehende Parallelstrasse zur Artherstrasse wird den Verkehr aus der Grossüberbauung «Bröchli-Giminen» übernehmen. Die einst auf der grossen Wiese gelandeten Gleitschirmpiloten werden einen neuen Landeplatz auf einem der grossen Flachdächer der Überbauung erhalten – allerdings nicht mehr gratis. Wenn wir schon dabei sind, in die Zukunft zu blicken, hier die nächste Vision: Mit dem Ableben von Schwester Scholastika wird die letzte Nonne das Kloster Maria Opferung verlassen. Die Stadt wird Schule und Institut schon länger übernommen haben und weiterführen und dafür die Klosterweid zur Überbauung freigeben, schliesslich handelt es sich dabei um Bauland an bester Lage. Hunderte von Firmen, die Zug als Wirtschaftsplatz nicht nur wegen den tiefen Steuern bevorzugen, werden Zugs Wohnlage am Berg weit mehr schätzen als die Goldküste am Zürichsee mit dem vielen Fluglärm. Die Korporation wird die letzte Landreserve im Gebiet Herti aufbrauchen, die St.-Verena-Kapelle wird als Quartierkirche des neuen Quartiers «Obersack-Chämistall» dienen, schliesslich wird oberhalb des Blasenbergs das Quartier «Wallishof» entstehen. Die Blasenbergstrasse war ja bereits zuvor bestens für den Individualverkehr ausgebaut worden. Bewohner von polyzentrischen Agglomerationen sind

nämlich dauernd unterwegs. Ein zunehmender Teil der Mobilität wird dabei nicht mehr von rein geschäftlichem Verkehr verursacht, sondern kann direkt oder indirekt als touristisch qualifiziert werden. Das Auto spielt hier als höchstes Symbol für Emanzipation die Hauptrolle.

Die Autos werden sich täglich bis Oberwil, hinauf bis St. Michael und über die Ägeristrasse in die Blasenbergstrasse stauen – bis es dann passiert! In der Kolonne der Neugasse würde ein Tankwagen stehen. Die Nummer auf seinem roten Hinweisschild deutet auf eine hochexplosive Ladung. Der Chauffeur ist schon etwas ermattet von der langen Fahrt und der Hitze. Im letzten Moment sieht er einen Radfahrer, kann knapp noch ausweichen, gerät dabei auf die Gegenfahrbahn und donnert dabei in den entgegenkommenden Lastwagen mit hoch aufgeladenen Baumstämmen. Der Tankwagen schlägt leck – damit beginnt die Katastrophe! Wie bei einem Bombeneinschlag wirkt die Explosion des Tankwagens. Die weit über die Häuser hinauschiessende Stichflamme entzündet die umliegenden Häuser innert Sekunden. Brennende Wrackteile fliegen wie vom Wind aufgewirbeltes Laub durch die Luft. Die Autokolonne, die weder vorwärts noch seitlich oder rückwärts ausweichen kann, führt zu einem grauenhaften Chaos. Die aus den

brennenden Autos fliehenden Menschen behindern sich gegenseitig. Zwar kommen Polizei und Feuerwehr in gewohnt schneller Manier – doch bleiben die Rettungskräfte beim Postplatz stecken. Zu den verfügbaren Hydranten werden Pumpleitungen vom See her in die Neugasse verlegt. Das Brandinferno nimmt seinen verheerenden Verlauf. Der alles vernebelnde Rauch lässt das Ausmass der Katastrophe nur erahnen. Nach stundenlangem, schwerster und gefährlichster Arbeit durch die Feuerwehren von Zug und Umgebung offenbart sich ein Bild des Grauens und erinnert an den Terroranschlag in New York vom 11. September 2001. Die Häuser an der Neugasse sind grösstenteils völlig abgebrannt, an der Zeughausgasse ist auch das «Haus Zentrum», der Standort des einstigen «Hirschen», stark in Mitleidenschaft gezogen worden.

Viele Fragen, viel Diskussion

Nach dem Geissweidbrand anno 1795 wäre dies die zweite Brandkatastrophe in Zug und dies ausgerechnet am gleichen Ort, im einstigen Geissweid-Quartier.

Damals wurde ohne Planung und Rücksichtnahme auf das Aussehen des verlorenen Teils der Altstadt der Wiederaufbau möglichst rasch vorangetrieben. Vor einer völlig anderen Situation, in politischer, gesellschaft-

licher und wirtschaftlicher Hinsicht, stünde man nach dem Tankwagenunfall. Versicherungstechnische, finanzielle, politische und städtebauliche Fragen führten zu so vielen gegensätzlichen Berührungspunkten, dass mit einer raschen Lösung der Probleme für den Wiederaufbau kaum gerechnet werden konnte. Politisch stünden die Ansichten für die Gestaltung dieses verlorenen Altstadtteils einander diametral entgegen. Für die Rechtsaussen käme nur eine Rekonstruktion mit Tendenz «Landi-Dörfli» oder «Disney-Land» in Frage. Die der Wirtschaft nahe stehenden Parteien der Mitte würden für eine moderne Lösung mit der einmaligen Chance plädieren, endlich ein topmodernes Einkaufs- und Stadtzentrum am Postplatz zu realisieren. Die alternative Linke dagegen votierte für eine verkehrsfreie Innenstadt mit einem Park vom See bis ins Guggi. Die einzige in Zug noch verbliebene Zeitung, ein Wochenblatt, das jeweils am Wochenende erschien, könnte die Spalten nur noch mit Leserbriefen füllen, in denen die verrücktesten Vorschläge geäussert würden. Dass dem immer wieder geforderten Bau des Minitunnels nach dem schwerwiegenden Unfall eine neue Priorität zugestanden würde, stünde ausser Frage.

Wie sagte schon Peter Atteslander im Buch «Die letzten Tage der Gegenwart»: «Von der Zukunft reden ist

kein Alibi für die unbewältigte Gegenwart. Denn diese Gegenwart ist noch nicht zu Ende. Nur wenn wir ihre Probleme erkennen und bewältigen, wird es für uns eine Zukunft geben.»

Sepp Keiser, Jahrgang 1923, geboren und aufgewachsen in Zug. Mitbegründer des Cabaret Durzug, später Mitglied des Ensembles im Cabaret Federal in Zürich, unter dem Namen «Sepp Zuger», sporadisch Engagements bei Radio und Fernsehen, im zivilen Beruf zuletzt Verkaufschef eines grösseren schweizerischen Handelsunternehmens.

Benützte Literatur:
Archithese; Zeitschrift und Schriftenreihe für Architektur;
Atteslander, Peter; Die letzten Tage der Gegenwart; 1971.
Koch, Hans; Feuerchronik des Kantons Zug; Zug 1976.
Meadows, Dennis; Grenzen des Wachstums; Club of Rome; 1972.
Raschle, Christian; Entstehen und Werdegang der Gebäudeversicherung des Kantons Zug.
Stutz, Emil; Energiekommission der Stadt Zug; Jahresbericht 2000; Zug 2001.
Weber, Anton; in: Zuger Neujahrsblatt 1886.

Die Zunahme der Gebäudefläche ist im Kanton Zug am höchsten: Zwischen 1979 und 1997 betrug sie 28,8 Prozent (CH: 17,1 Prozent).

In einem umgenutzten Raum in der Untermüli in Zug, der heute als Atelier dient, treffen sich Fachleute aus dem vielfältigen Umfeld des Themenbereiches «Wohnen». Gemeinsam versucht man, Visionen zu erarbeiten, wie das «Wohnen» in Zug in 50 Jahren aussehen wird. Es vergeht ein Nachmittag, an dem viel geredet wird, immer wieder über Politik, immer wieder über die bestehende Situation, die als nicht optimal eingeschätzt wird.

Nussbaumer: Die Untermüli, in der wir uns befinden, wird gerade unter Denkmalschutz gestellt. Sie diente zuerst als Getreidemühle und -lager, später als Lagerhaus und Fettfabrik. Heute wird sie von den unterschiedlichsten Ateliers benutzt – ein klassischer Fall einer Umnutzung.

Sieber: Das ist die Grundbedingung von Architektur und Städtebau: Es gibt Phasen der Nutzung, die sich ablösen. Zuerst wohnen in einem Neubauquartier Familien mit Kindern, die Kindergärten sind überfüllt. Die Kinder werden grösser, ziehen weg, das Quartier verändert sich. Der gleiche Mechanismus zeigt sich auch in Wohnkonzepten wie den Lofts.

Nussbaumer: Kommt noch dazu, dass in Zug die Objekte schlichtweg fehlen. Das L&G-Areal wurde in der Zonenplanung nicht als Misch-, bzw. Wohnzone ausgeschrieben. Wohl eine vertane Chance für Zug.

Lehmann: Ein klassisch politischer Entscheid, der sich direkt auf das Wohnen ausgewirkt hat.

Sieber: Es wird nicht vorausgedacht, man reagiert erst, wenn es schon zu spät ist. Sei es beim Verkehr oder beim Wohn- und dem Städtebau, der stark damit zusam-

menhängt. Mit Gesetzen und Verordnungen wird nicht wirklich etwas gut, die Ideen sind wichtig, damit Qualität entstehen kann.

Nussbaumer: Was sollte denn mit dem L&G-Areal passieren? Wie wird dies in 50 Jahren aussehen?

Sieber: Es wird mehrfach umgebaut worden sein. Man wird versuchen, viel gemischte Nutzung zu ermöglichen, wie beispielsweise im ganzen Gebiet Zürich-West. Doch braucht das Zeit. Versucht man zu forcieren, geht es meistens schief.

Arm: Neue Wohnformen, die man in der Planung antizipiert und hofft, in der Umsetzung auch Interessenten zu finden, stossen nicht immer auf Zustimmung. Meine Erfahrung zeigt, dass sich die Schweizer eher an bestehenden Werten orientiert. Die Mehrheit der Leute tut sich schwer damit, in Gebiete mit gemischter Nutzung einzuziehen. Wenn unser Unternehmen individuell gestaltbare Wohnungen mit unterschiedlichen Grundrissen anbietet, wählt die Mehrheit der Käufer die Standard-Lösung.

Lehmann: Das liegt auch daran, dass der Bereich Gestaltung, Wohnen und Design bei uns nicht gefördert wird. In den skandinavischen Ländern versucht man schon in der Schule, eine Sicherheit in Wohn-

und auch Geschmacksfragen zu vermitteln.

Sieber: Wäre es nicht schön, die Leute würden wenigstens so viele Architekturhefte wie Modehefte anschauen? Das ist die Aufgabe des Architekten: Die Bauherrschaft an neue Ideen heranzuführen.

Nussbaumer: Sieht die Zukunft in Bezug auf das Wohnen der breiten Masse so düster aus?

Arm: Die Düsternis ist eine Frage der Sichtweise! Ich sehe die Realität; das Tempo ist ein anderes, als es die Fachwelt oft suggeriert. Die Wohn-Trends werden nur von wenigen mitgemacht. Wohnen hat viel mit subjektivem Wohlbefinden zu tun.

Sieber: Die Entwicklungen laufen immer anders als geplant. Beispielsweise sieht man die neue Tendenz, dass die Stadt als Wohngebiet wieder zurückerobert wird. Eine Vision wäre, dass man angenehm wohnen kann, ohne am Wochenende das Gefühl zu haben, irgendwohin gehen zu müssen. Was nützt ein Haus im Tessin, wenn ich wegen dem Verkehr fast nicht mehr hinkomme?

Arm: Mehr oder weniger Zeit zuhause zu verbringen, ist auch eine Prestigefrage. Man erzählt gerne, man sei übers Wochenende hier und da gewesen. Auch glaubt

Diskussionsteilnehmende:
Elisabeth Arm,
Dorothee Lehmann,
Patrick Lindon,
Hugo Sieber,
Reto Nussbaumer
(Moderation).

Elisabeth Arm: «Wohnen hat viel mit subjektivem Wohlbefinden zu tun.»

man oft, Erlebnisse können nur auswärts gemacht werden.

Nussbaumer: Wo wird man in Zukunft wohnen? In der Stadt oder auf dem Land? Wird die Zersiedelung der Landschaft weiter gehen? Oder sagt man: Nein, bis hierher geht die Siedlung mit ihrer Grenze, die man nicht ausfransen lassen will? Allenfalls geht man noch in die Höhe und verdichtet bestehende Gebiete.

An der Expo.02 fand man in «Territoire imaginaire» eine Vision der Stadt in 25 Jahren: Zürich voller Hochhäuser – wie es nie eintreten wird!

Lindon: Je höher die Bodenpreise, desto weniger Einzelhäuser. Will man die Zersiedelung stoppen, steigen die Bodenpreise weiter. Also müsste man die Ausnutzungsziffer erhöhen, um höher bauen zu können.

Arm: Natürlich ist ein Bauherr am Landertrag interessiert. Wo die Bodenpreise moderat sind, sind vor allem Einfamilienhäuser gefragt, Reihenhausprojekte finden kaum Interessenten. Gerade umgekehrt ist es in den städtischen Agglomerationen, wo Wohnraum knapp ist und der Bodenpreis entsprechend hoch.

Nussbaumer: In welche Richtung entwickeln sich die Städte?

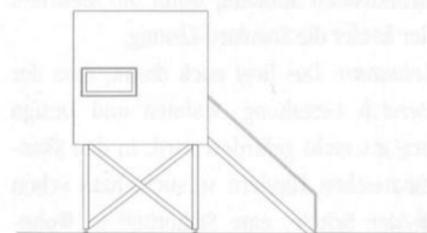
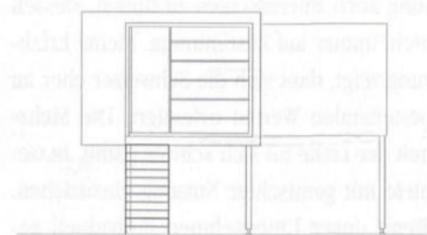
Sieber: Diese Frage sollten die Leute mitentscheiden. Man glaubt immer, Planung sei etwas Kompliziertes. Das stimmt nicht: Es braucht nur den Willen, den Leuten zu erklären, was passiert, wenn über Bauzo-

nen abgestimmt wird, was es für Auswirkungen hat.

Lehmann: Solange der Wunschtraum vom Einfamilienhaus besteht, gibt es Komplikationen. Andererseits wollen die Leute zurück in die Stadt, wenn auch grossmehrheitlich Singles. In Zürich ist der Anteil der Single-Haushalte sehr hoch und nimmt noch zu. Man sucht die Gesellschaft, will den Individualismus aber nicht missen. Das Tempo steigt und die Lebensqualität in der Stadt wird kleiner, die Stadt ist zu laut. Doch muss die Qualität der Stadt nur entdeckt werden. Beispielsweise ist Zürich an Sonntagen eine sehr ruhige Stadt.

Wie hat schon 1964 Petula Clark über die Stadt als Anziehungspunkt gesungen: «When you're alone and life is making you lonely

*You can always go – downtown
When you've got worries, all the noise*



Dorothee Lehmann, stv. Chefredaktorin der Zeitschrift «Raum & Wohnen», mit dem Redaktionsstandort in Cham. Die Zeitschrift richtet sich vornehmlich an eine kaufkräftigere Kundschaft. Frau Lehmann wohnt in einem Mehrfamilien-

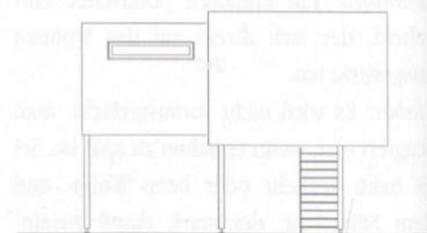
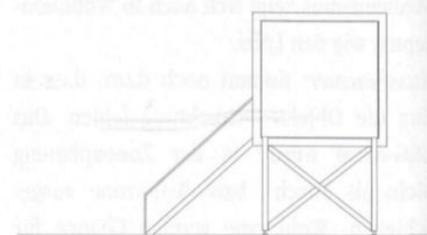
haus in Zürich, 1923 erbaut von den Architekten Kündig & Oetiker. Das Haus wurde in den späten 1970er-Jahren in ein Bürogebäude umgebaut, vor ein paar Jahren aber wieder für Wohnzwecke umgenutzt.

*and the hurry
Seems to help, I know – downtown
Just listen to the music of the traffic in the city
Linger on the sidewalk where the neon signs are pretty»*

Sieber: Die Weiterentwicklung hängt auch davon ab, wie extensiv Fläche benutzt wird. Der Flächenbedarf pro Person hat sich in den letzten 50 Jahren stark erhöht. Es ist denkbar, dass hier auch eine Trendwende einsetzt, wenn wir uns dem europäischen Niveau anpassen werden.

Nussbaumer: Wie könnte man dem begegnen? Sollen in einer Stadt viel mehr Single-Wohnungen erstellt werden? Oder eher nicht vollständige Wohnungen, sondern eher Rückzugs-Orte in der Stadt und solche auf dem Land?

Lindon: Die schöne Idee von der Wohnung als Behältnis, die man mitnehmen und an-



Elisabeth Arm, Bereichsleiterin Marketing der Peikert Contract AG, einem Zuger Unternehmen, das in den vergangenen 103 Jahren Tausende von Wohnungen und Häusern gebaut hat. Frau Arm wohnt im Attikageschoss eines

Industriegebäudes in Hünenberg, in einer grossen, wenig unterteilten Wohnung mit Sicht auf den Zugersee und die Berge. Die sehr ruhige Wohnlage ist ihr sehr wichtig.

docken kann, wo man gerade will! Ein Systemkubus, eine Woche hier, eine Woche da. Das ist natürlich nicht eine neue Idee, wie auch die Wohnungen, die man immer wieder anpassen kann. Aber die anpassbaren Wohnungen werden nur sehr wenig umgebaut. Auch im Kleinen: mein Möbelsystem ist modular aufgebaut, doch die Leute bauen es nicht um – sie kaufen einfach neue Elemente als Einzelmöbel dazu.

Sieber: Aber der Ansatz ist interessant und lässt sich städtebaulich übertragen: Die variantenreichsten Systeme funktionieren, auch wenn die einzelnen Varianten relativ unverändert benützt werden. Aber das System stellt die Varianten zur Verfügung. Umgemünzt auf die Stadt heisst das: Die Systeme, die zu spezifisch sind, werden nicht angenommen.

Es gibt diese beweglichen Wohnhäuser auf dem Markt in der Schweiz und in Österreich. FRED, das Bi-mobile Containersystem der Brüder Kaufmann aus Dornbirn, zeigt eine Möglichkeit des beweglichen Wohnens (siehe Bild S. 68). Ganz abgesehen davon, dass die Wohnwagen und -mobile genau die selben Ideen seit Jahren verfolgen, wenn auch mit tieferem Trend-Faktor.

Lehmann: Systeme werden ja schon seit längerer Zeit umgesetzt. Es gibt Wohnungen, die ein sehr flexibles Layout haben. Wenn diese Ideen auf ganze Siedlungen angewendet würden...

Sieber: ...da wären natürlich auch die Grossunternehmer gefordert.

Hugo Sieber, selbständiger Architekt mit eigenem Büro in Zug und Präsident des Bauforums Zug, einer Vereinigung von Architekten und Ingenieuren, die mit Öffentlichkeitsarbeit die Qualität der Architektur und des Städtebaus fördern will.

Hugo Sieber wohnt und arbeitet in einem Reihenhaus aus den 1970er-Jahren in Hanglage oberhalb von Zug. Eigentlich wollte er selber ein Haus bauen, doch war der Wohnort in der Stadt ein ganz bewusster Entscheid.

Arm: Wir haben gerade ein Projekt in Baar in Bahnhofsnähe. Wir versuchten, die nicht so attraktive Umgebung mit spannenden Wohnkonzepten aufzuwiegen. Angeboten werden einzig die Quadratmeter und die Positionierung wichtiger Installationen. Der Rest ist frei. Noch wissen wir nicht, was passiert. Man darf sich keine Illusionen machen: Der Durchschnitt der Leute verhält sich nicht avantgardistisch. Wir versuchen zwar neue Wohnformen auszuprobieren, aber schlussendlich entscheidet der Käufer, was für ihn richtig ist.

Sieber: Ich finde es schwierig, wenn man vom Durchschnitt ausgeht. Das ist der Tod von neuen Lösungen und Visionen. Eine grössere Risikofreudigkeit bei den Generalunternehmern wäre begrüssenswert.

Arm: Das stimmt schon. Deshalb sehen wir unsere Aufgabe darin, je nach Marktbedürfnis und Standort die am besten geeignete Wohnform zu finden. In Wädenswil haben wir eine Fabrik in Lofts umgebaut. Ich habe mir die fertigen Loft angeschaut und musste feststellen, dass einige Käufer den Loftcharakter tatsächlich erhalten wollten, andere aber unter Loft wohl nur hohe Räume verstehen – diese haben Zimmer an Zimmer gereiht und den Charakter des Gebäudes verändert.

Nussbaumer: Wie werden sich die Wohnungsgrundrisse verändern?

Sieber: Auch das ist eine Frage der zur Verfügung stehenden Fläche – wie immer...

Lehmann: ...wenn die Fläche und Geld vorhanden sind, läuft es nach dem bekannten Schema: Wohn-, Küchen- und Essbe-

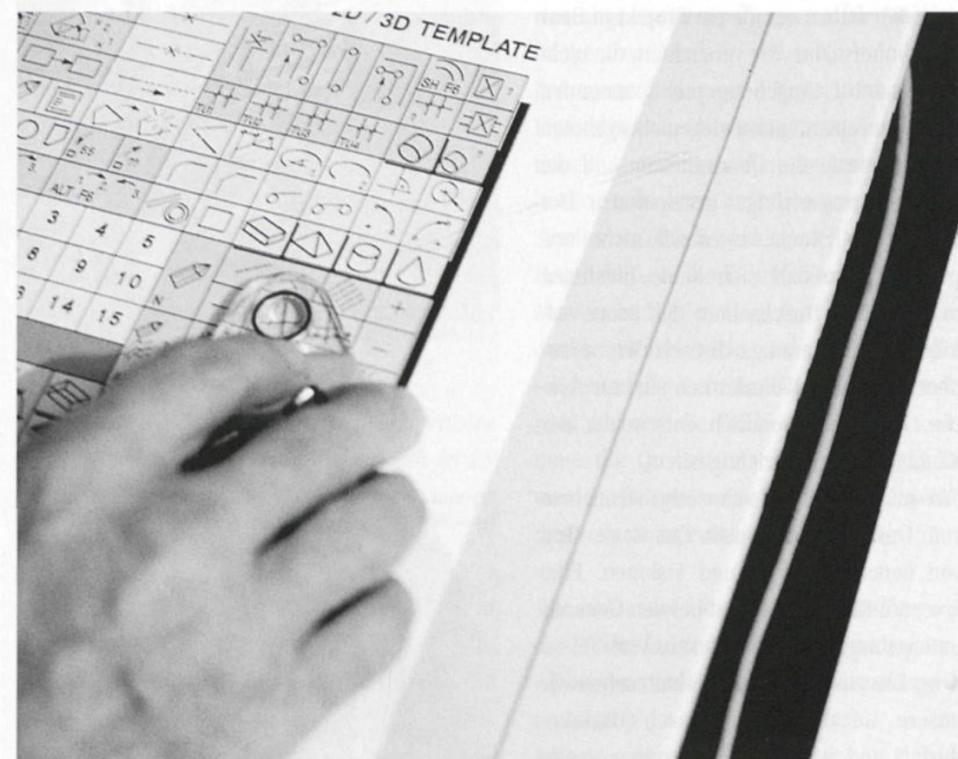
gewachsen und wohnt heute in einer grossen, selbst gebauten Einraumwohnung in Oberwil, wo er auch zeitweise arbeitet.

Patrick Lindon, freier Designer und Produktgestalter mit Basis im «3pol» in Zug. Er arbeitet zurzeit als «fliegender Raumgestalter für die Swiss International Air Lines». Patrick Lindon ist in einem laufend umgebauten Bauernhaus auf-



Reto Nussbaumer, selbständiger Architektur- und Kunsthistoriker, arbeitet im Atelier in der Untermüli in Zug, wo das Gespräch stattgefunden hat. Er wohnt in einer wenig veränderten, bald 100-jährigen Wohnung

im Wohn- und Gewerbequartier Neustadt in Zug.



reich möglichst grosszügig, separater Eltern- und Kindertrakt, oft auch mit separaten Badezimmern für jedes Schlafzimmer. Das ist nicht nur eine Platzfrage, heute wird dem Kind auch viel mehr Intimität zugestanden.

Arm: Der Küchenbereich ist heute meist offen, etwas was noch vor 20 Jahren nicht vorstellbar war. Der Rest ist eine Einstellungsache, wie auch der Grad von Öffentlichkeit innerhalb der Wohnung, aber auch der Siedlung.

Sieber: Es braucht Rückzugsmöglichkeiten, doch wäre es wünschenswert, der gemeinsame Bereich in Quartieren wäre grösser und würde auch gemeinsam von der unter-

schiedlichen Bewohnerschaft genutzt. Auch hier macht es uns Skandinavier vor: Seit den 1960er-Jahren wird dort die Durchmischung erfolgreich gesteuert. Schweizer Gegenbeispiele sind die Zürichsee-Anrainer-Gemeinden wie Freienbach: Die Gemeinden haben in Hinblick auf die schnellen Steuermillionen verpasst, eine Durchmischung zu erreichen, die ihnen ein Weiterleben auch eine Generation später ermöglicht.

Lindon: ...vergleichbar mit der Überalterung einer Modemarke, die plötzlich realisiert, dass sie mit ihrem Zielpublikum alt geworden ist und für die Jungen nichts mehr zu bieten hat.

Sieber: Langsam merken das die Gemeinden – aber wie immer zu spät. Aber zurück zur Gestaltung von Aussenräumen im Zuge des Verdichtens: Hier gilt es Rücksicht zu nehmen, denn einerseits wird immer enger gewohnt, andererseits aber wird die Individualität immer weiter nach draussen getragen mit Blumenschmuck, Töpfen und weiterem Mobiliar. Hier braucht es Absprachen. Ein Beispiel: Wir bauten ein Schulhaus und es kam der Wunsch der Lehrerschaft, die Gangwände zu gestalten. Wir mussten einschreiten, da schon früh der Kontakt zu einem Künstler bestand. Folgendes wurde beschlossen: Die Schulzimmer werden wie die eigene Wohnung betrachtet, hier kann die Lehrer- und Schülerschaft uneingeschränkt wirken. Die Verkehrswege wie Korridore, Treppenhäuser und Plätze gehören dagegen zum öffentlichen Raum, der übergeordnet gestaltet wird.

Lehmann: Auch in Einfamilienhausquartieren wäre ein gemeinsamer Gestaltungsansatz zu diskutieren. Ich bin kürzlich durch Blickensdorf gefahren und erschrak über die Zersiedelung und den chaotischen Stilmix.

Sieber: In Zug wollten wir schon vor Jahren ein gemeinsames Konzept für Plakate und die gesamte Möblierung des öffentlichen Raumes durchbringen, aber es kam nicht zustande.

Nussbaumer: Zug ist natürlich ein schlechtes Beispiel. Das kleine Städtchen hat innerhalb von sehr kurzer Zeit sehr viel Geld verbauen können und zusätzlich gibt es eine schöne, klar abgegrenzte Altstadt – dem

Rest wurde zuwenig Beachtung geschenkt. **Sieber:** Die Kistenfabrik ist ein Beispiel, um das man sich auf politischer Ebene mehr hätte kümmern müssen. Doch leider lief damals die Wirtschaft prächtig, die Wachstumszahlen waren beeindruckend, und es wurde flott geplant und ebenso gebaut.

Nussbaumer: Fehler passieren auf verschiedenen Ebenen: Es ist nicht so, dass nicht gedacht worden wäre. Es gab Studien zum Bereich westlich der Baarerstrasse. Leider wurden diese zuwenig respektiert. Heute steht der lange Glasbau des neuen Bürogebäudes da, der Identifikationspunkt der ehemaligen Villa aber fehlt. Was also müsste anders laufen, dass es besser kommt?

Lindon: Gerade das «Bauforum Zug» mit Exponenten, die beruflich nicht so stark in Zug engagiert sind, könnte ihr Fachwissen noch mehr einbringen, obwohl das «Bauforum» immer wieder Kritik einstecken muss, es sei Verhinderer von «schönen» Überbauungen.

Sieber: Wir möchten natürlich nicht verhindern, sondern viel mehr Gutes realisieren. Vorausdenken fördert die Qualität. Eine Aufgabe muss sein, die Probleme in die Öffentlichkeit zu bringen, die Leute zu sensibilisieren, wie beispielsweise mit der laufenden Hochhausdebatte in Zug.

Nussbaumer: Ich versuche noch einmal zu stochnern: Wie sieht also das L&G-Areal in 50 Jahren aus?

Lindon: Baar macht es mit den neuen Wohn- und Geschäftshäusern an der Bahn-

linie vor: Wohnen, Arbeiten, Einkaufen – alles ist gemischt.

Sieber: Auf dem L&G-Areal sollte ganz klar nicht noch mehr Büroraum entstehen. Wenn die gesetzlichen Bestimmungen ändern, werden hier mehr Wohnungen entstehen, in einer besseren Struktur sowohl im Aussen- wie auch im Innenraum. Es wird einiges umgebaut werden – leider wohl schlechter, als wenn man schon von Beginn weg besser, variantenreicher, vorausschauender geplant hätte. Wohnen und Arbeiten müssen wieder näher zusammenkommen.

Lindon: ...mit dem grossen Vorteil, dass das periodische Verschieben von unheimlichen Verkehrsströmen aufhören würde.

Sieber: Ein Wohnhaus sollte nicht nur aus den Wohnungen, einer Dachterrasse und dem Aussenraum bestehen, es sollten auch kleinere Werkstätten eingerichtet werden. Man könnte handwerkliche Fähigkeiten wieder fördern, dass kleinere Arbeiten oder Reparaturen im Haus wieder von den Bewohnern selber erledigt werden können.

Lehmann: Monokulturen sind wie in der Natur sehr anfällig. Insofern müsste auf dem L&G-Areal anders geplant werden. Wie viele Manager und Kaderleute kommen oft nur für ein Jahr nach Zug, wollen standesgemäss wohnen und suchen auch Luxuswohnungen? Dies könnte man mit einer guten Durchmischung bestens kombinieren. Die Anbindung ans SBB-Netz und die direkten Züge zum Flughafen wären ein weiterer Standortvorteil. Aber auch die Leute, die in unmittelbarer Nähe

ihre Büroarbeitsplätze hätten, würden wohl gerne da wohnen.

Michel Gilgen (Fotograf): Noch ein weiteres Problem besteht – wenn ich mich hier einmischen darf – in erschwinglichem Atelierraum für Kunst- und Kulturschaffende. Ich selber bin noch Mieter in der Inducta, muss da aber weg. Wo kann ich mir in Zug noch bezahlbaren Atelierraum mieten? Gerade das L&G-Areal wäre dafür wohl prädestiniert.

Lindon: Zug muss wohl zuerst auf die Nase fallen, dass die jetzige Tendenz stoppt. Es ist erstaunlich, dass immer weiter gebaut wurde, das Strassennetz aber nicht mitwuchs. Doch ist das gar nicht schlecht – vielleicht gibt es wirklich einen Knall, und es braucht die Strassen gar nicht mehr.

Lehmann: «Limmat II» in Zürich ist ein sehr gutes Beispiel einer gelungenen Durchmischung: grosse Wohnungen, teure Wohnungen, subventionierte Wohnungen, Altersheim, Kreisgebäude etc., Ausländer und Schweizer wohnen nebeneinander. So wünsche ich mir in Zukunft Stadtentwicklung – auch für Zug.

Lindon: Man darf nicht vergessen, dass Zürich schon länger sozialistisch regiert wird. In Zug zeigt sich das Abbild der wirtschaftlich orientierten Politik ganz klar.

Lehmann: Siedlungspolitik ist eine grosse Herausforderung, gerade in Bezug auf die Ghettoisierung. In Zürich sehe ich positive Tendenzen in der Neukonzeption des Kreises 5, eines traditionellen Arbeiter- und Ausländerquartiers, das nun wieder vermehrt von Schweizern bewohnt wird.

Visionen vom Zeichentisch: Viel Erdachtes findet beim Wohnpublikum wenig Zuspruch.

Dorothee Lehmann: «Monokulturen sind wie in der Natur sehr anfällig.»

Lindon: Auch wir haben Monokulturen: Das Gut-Hirt-Quartier ist heute fast schon ein Ghetto.

Nussbaumer: Ich habe die ersten Kindheitsjahre dort erlebt, und wir hatten in der Primarschule anfangs der 1970er-Jahre auch schon einige Ausländerkinder. Die Situation hat sich zwar stark verändert, wird sich jetzt aber wohl wieder ändern, seit die neuen Überbauungen – wie eben auch das Kistenfabrikareal – dazugekommen sind.

Lebmann: Es wird immer mehr oder weniger bevorzugte Quartiere geben. Doch wie sollen die Grundsteine innerhalb einer Vision für ein neues Quartier gelegt werden? Es kann nur über die Politik gesteuert werden, zum Beispiel mit kommunalem Wohnungsbau. Der freie Markt hilft hier nicht weiter.

Nussbaumer: Erstaunlicherweise sind diese Planungsinstrumente und der gute Wille vorhanden, aber es funktioniert nicht.

Sieber: Offenbar liegt der gute Wille am falschen Ort. Durchmischung in mehrfacher Hinsicht ist sehr wichtig: Nicht nur in der Bevölkerung, sondern auch in der Wohnungsgrösse, in der Mischung von Wohnen und Arbeiten, Nutzung und Funktion.

Lebmann: Wohin es führt, wenn Arbeitsplatz und Wohnort so weit auseinanderliegen, sehen wir in den Agglomerationen: Es gibt furchtbar triste Wohnsiedlungen als Schlafstädte, leer über den Tag; dann gibt es die Stadtzentren, die über den Tag pulsieren, am Abend aber genauso tot sind.

Sieber: Mich interessieren die «Einfamilienhaushalten». Wenn man diese auch als

«Brachen» anschaut, wie könnte man mit ihnen umgehen? Die schlimmsten Häuser sollte man abbrechen dürfen und allenfalls eine Neubebauung, Plätze, Parkanlagen, Quartierzentren oder ähnliches realisieren. *Nussbaumer:* Diesen Ansatz hört man nirgends. Er ist sehr umstritten: Fast alle diese Häuser sind in Privatbesitz.

Sieber: Aber gerade jetzt sollte man sich dies anschauen, sonst ist man wieder zu spät. Auch wenn Vorschläge entstehen, die keine Rechtsverbindlichkeit besitzen, lösen sie etwas aus. Planungsteams sollten über Quartiere arbeiten, den Quartierbewohnern sollte aufgezeigt werden, welche Qualitäten ihr Quartier besitzt und wo allenfalls etwas verbessert werden könnte.

Lebmann: Ein Gesamtgestaltungsplan wäre hier das Instrument.

Sieber: Man darf nicht jeden Zahn, der ausfällt, sofort ersetzen und wenn möglich noch mit Gold überziehen, sondern ein Quartier als Ganzes angehen und analysieren. Die Visionen sind nicht in einem vollelektronischen Future-home zu suchen, sondern in technisch möglichst einfachen Lösungen, die funktionieren.

Lebmann: Eine Toilette, die eine Urinanalyse durchführt und dies dem Arzt weitermeldet, kann nicht das Ziel sein. Aber wir werden sicher mit sehr viel mehr Technologie wohnen.

Lindon: Aber es muss richtig organisiert sein. Ein Computer muss ein Werkzeug bleiben, muss funktionieren und mir behilflich sein, sonst muss er weg.

Lebmann: Es ist nicht zu unterschätzen,

wie viele Leute Freude an komplexer Haus-technik haben.

Sieber: Ich bin sehr skeptisch. Ich bin immer wieder erstaunt, wieviel Technik z. B. ein Minergiehaus braucht. Ich glaube, hier läuft etwas verkehrt. Sollten wir nicht versuchen, die Luftqualität draussen zu verbessern, statt in jedes Gebäude mechanische Luftanlagen einzubauen? Mittlerweile habe ich baubiologische Bauten gesehen, und der ganze Keller war voller Technik! Da stimmt etwas nicht mehr. Eine Vision ist für mich beispielsweise «iWood» vom Zuger Christoph Affentranger. Ein Material, ähnlich wie Novopanplatten, das aus einfachsten Mitteln, nämlich Sägemehl, Hefe und Wasser, durch Backen hergestellt wird.

Lindon: In 50 Jahren wird ein wichtiger Aspekt für die Gestaltung von Materialien der Bereich des «Postformings» sein. Mittlerweile kann man Kunststoff und Metall nach einer Datei in Form bringen. Ich könnte mir also eine Datei herunterladen und in meiner «Forming-Maschine» den Teekoher herstellen. Viele Probleme des Materialtransportes würden so gelöst.

Sieber: Hier müsste bereits der politische Wille einsetzen, der jetzt schon festlegen müsste, dass nur abbaubare Materialien zu verwenden sind. Plastik ist und bleibt der Müll, der je länger je mehr zum grossen Problem wird.

Lebmann: Im Kunststoffbereich gibt es jedoch auch Chancen. So eröffnen zum Beispiel innovative Kunststoffe neue Wege im Möbeldesign. Dies wird unser künftiges

Wohnen auch prägen. Wichtig ist dabei, dass man die Recyclierbarkeit der Kunststoffe weiter vorantreibt und effektiv umsetzt.

Zum Schluss der Unterhaltung rücken wiederum politische Themen in den Vordergrund.

Sieber: Vor ungefähr 20 Jahren machte das Zwischenland Vorarlberg einen folgenreichen Schritt. Zu weit weg von Wien und zu wenig Kontakt mit der Ostschweiz kamen sie auf eine simple, aber erfolgreiche Idee: Vorarlberg förderte ganz gezielt gute Architektur, auch im industriellen und wirtschaftlichen Umfeld. Es klappte, heute wählen Firmen ihren Standort in diesem einstigen Niemandsland und sehen dies als Standortvorteil. Der politische Willen kann viel bewirken, Planung ist aber etwas langfristiges und unabhängig von Legislaturperioden.

Nussbaumer: Viele Themen wurden an unserer Diskussion besprochen. Es hat mich nicht erstaunt, dass wir zum Themenbereich «Wohnen» immer wieder auf politische Fragestellungen und gesellschaftliche Probleme gestossen sind. Was man heute schon sagen kann: Alles braucht sehr viel Zeit, vor allem auch Vorlaufzeit. Moden gehen vorbei, politische Prozesse dauern viel länger, gesellschaftliche Prozesse sind nie genau voraussagbar. All das beeinflusst das Wohnen...

Sieber: ...im 20. Jahrhundert wurden viele Wohnexperimente durchgeführt mit einigen Ergebnissen: Eine vielfältige Durchmischung ist wichtig sowie taugliche Strukturu-

ren. Die Probleme löst man nicht allein mit schönem Design oder schönen Möbeln. Wohnungen wurden über alle Zeiten immer wieder von verschiedensten Bewohnern und Gruppen gebraucht.

Nussbaumer: Das heisst, dass die Aneignung so oder so passiert, egal wie eine Wohnung letztendlich aussieht...

Sieber: ...Wohnungen können verschiedene Phasen durchleben. Auch Zimmer...

Nussbaumer: ...ein Schlafzimmer kann über eine gewisse Zeit zum Büro werden, dann wieder ein Kinderzimmer, dann eine Bibliothek oder ähnliches.

Lebmann: Aber die Relevanz von Singlehaushalten ist schon nicht zu unterschätzen. Eine Person nimmt für sich eine Wohnung, die früher von einer Familie bewohnt wurde.

Sieber: Das Wohnen bleibt im Fluss und der Single passt sich so oder so gut an...

Es zeigte sich, dass die Runde auf ähnliche Lösungen kommt, wie sie Vittorio Magnago Lampugnani, Professor für Städtebau an der ETH Zürich, in seinem aktuellen Buch «Verbaltene Geschwindigkeit. Die Zukunft der telematischen Stadt» (Berlin 2002) beschreibt. Dieser Essay behandelt die Zukunft der Stadt und zeichnet ein gar nicht so unangenehmes Bild der zukünftigen Stadtentwicklung – weit weg von den Visionen und Bildern, die von den Skeptikern gezeichnet werden.

Im Kanton Zug werden jährlich rund 2,4 Millionen Spaziergänge und 602 000 Joggingläufe gemacht.

Im Dilemma zwischen Bildungshunger und Erlebnisdurst: Die Forderung nach Bildung und die Warnung vor ihrer Ökonomisierung sind alt. Es gilt, den Bildungsbegriff mit Inhalt zu füllen und auf das Leben in einer mediatisierten Welt vorzubereiten. So lautet die Devise. Doch was heisst das? Der Beitrag beleuchtet die Aufgabe der Schule, konfrontiert sie mit dem Zeitgeist und plädiert für einen Unterricht, der konsequent Kernkompetenzen vermittelt, Grenzen zieht und einbezieht, Gegenläufiges stärkt und so zukunftsorientiert bleibt.

Bildung ist ein Vorgang aus vielen Quellen. Wer durchs Zoom-Objektiv das Eigentliche und Wesentliche einer Schule auslotet, erkennt im Unterricht die kreative Auseinandersetzung zwischen Menschen, das Ringen an Aufgaben und Inhalten, die zum Lernen herausfordern, das Einlassen auf Neues und Unbekanntes. Vielfältige Begegnungen prägen den Bildungsprozess, geistig-soziale, musisch-kreative, kulturelle.

Inhalte auswählen und damit Begegnungen schaffen gehört daher zum Auftrag des Lernraums Schule. Die Wahl der Inhalte und damit die Qualität der Begegnung unter dem Aspekt des individuellen Lernfortschritts und der Heterogenität heutiger Klassen ist eine anspruchsvolle Aufgabe.

I. Pädagogik als «gegenhaltende Kraft»

Schule vermittelt Begegnung – Begegnung mit Menschen und Unterrichtsfächern, mit Inhalten und Methoden, mit Wissen und Erkenntnissen, mit Fragen und Einsichten. Schule begegnet auch dem Zeitgeist und seinen verlockenden Trends. Und viele Kräfte drängen in die Schule, die das Wesentliche und Eigentliche bedrängen und oft gar verdrängen. Doch gerade hier hat die Schule auf Abstand zu gehen, zu entgeg-

nen. Pädagogik ist eine der «gegenhalten- den Kräfte», wie es der Pädagoge Hartmut von Hentig formuliert. Sie hat die Pflicht zur «unzeitgemässen Gegenläufigkeit», um ein Wort des politischen Denkers und ETH-Rektors Karl Schmid (1907–1974) aufzunehmen. Das mag überraschend tönen und bedarf der Erläuterung, ist aber die zukunftsorientierte Aufgabe der Schule.

Bildung braucht Zeit

Wer um sich sieht, spürt die Tendenz, Bildung zu beschleunigen, zu instrumentalisieren und zu funktionalisieren. Die Hast der globalisierten Geschäftswelt hält Einzug in den Schulen. Dies bringt sie in Atemnot. Und weil in dieser Welt bald alles dem ökonomischen Kalkül des Nützlichkeitsdenkens und der Effizienz unterworfen wird, betrachtet man Bildung vermehrt unter dem pragmatischen Aspekt der Verwendbarkeit, des «Fitmachens für ...». Eine ungeduldige Welt propagiert das lebenslange Lernen für eine flexible Berufsbiografie, verlangt entsprechende Qualifikationen und fragt allzu schnell nach den konkreten Früchten der Ausbildung. Doch wer Bildung einseitig vom Bedarf her betrachtet, verfehlt, was mit Bildung gemeint ist. Bildung ist etwas ande-

res als Wissen. Wissen lässt sich büffeln, aber Begreifen braucht Zeit und kann nicht beliebig beschleunigt werden. Der Lernweg ist keine Schnellstrasse, sondern «ethisches Programm». Echte Bildung ist eingebettet in Soziales; Reifwerden vollzieht sich im Miteinander. Und das braucht Zeit.

Schulen sind weder ein Gemischtwarenladen für nützlich erscheinende Kenntnisse und Fertigkeiten noch ein Boxenstopp für Blitzkarrieren. Der Bildungs- und Erziehungsauftrag ist umfassender. In diesem Sinne haben junge Menschen mehr wahrzunehmen als nur die eigenen Interessen – und darum müssen sie auch mehr von sich verlangen als lediglich das genügende Gelingen der nächsten Prüfung oder das minimale Absolvieren der Maturität. Was so entsteht, ist ein Zertifikat – und nicht oder nicht zwingend Bildung. Entsprechend muss die Schule gegen Beliebigkeit und Optionenvielfalt Ansprüche der Verbindlichkeit setzen.

Schule als kulturelle Gegenwart

Die Welt hat sich in schnellem Tempo verändert. Vieles ist im Fluss. Der kräftige Wandel der Lebensbedingungen bewirkt eine veränderte Jugendkultur. Fernsehen und

moderne Medien, Kauf, Kommerz und Konsum beeinflussen das Aufwachen. Der Auftrag der Schule trifft auf das postmoderne Lebensgefühl. In der schnelllebigen Jugendkultur steht das «Feeling» über dem Wort, das «Gefühl» über der Abstraktion, die «Atmosphäre» vor der Ratio. An die Stelle des Bildungshungers ist Erlebnis-durst getreten. Das erhöht den Abstand zwischen Schule und Jugend und damit den Anspruch an den Unterricht. Dennoch muss man es wagen, vom Bildungsauftrag zu reden und davon, dass die Beschäftigung mit Fontanes «Effie Briest» oder mit der Wahrscheinlichkeitsrechnung in sich lohnend und wertvoll ist und dass ein Gedicht Hölderlins etwas anderes bedeutet als ein Song von DJ Bobo. Sich im Unterricht dominant an den Eigenwelten der Schülerinnen und Schüler zu orientieren kann nicht in die Zukunft führen, die unmittelbare Relevanz des Gelernten im Alltag nicht der alleinige Fokus sein. Schule hat kulturelle Gegenwelten aufzuzeigen und an ihren Inhalten Lern- und Denkgewohnheiten zu schulen. Über Fragen der Partnerschaft zeigt Theodor Fontane mehr auf als jede empirische Sozialforschung.

Das Kerngeschäft der Schule ist Unterricht

Alles Leben braucht Grenzen, auch die Schule. Von der Schule werden aber im öffentlichen Diskurs immer mehr Kompensationsleistungen gegenüber den Risiken der Modernisierung erwartet, analysiert Thomas Ziehe. Defizite werden auf die Schule projiziert. Doch sie kann weder «Repara-

turwerkstatt für gesellschaftliches und familiäres Versagen sein» (Andreas Blum) noch wie eine Erziehungstechnologie in moralischer Absicht funktionieren. Ihre Spezialisierung ist Bildung, ihr Kerngeschäft der Unterricht. Falsche Ansprüche muss die Schule darum zurückweisen. Begegnen und Entgegenen – die Schule bewegt sich in diesem Spannungsfeld. Sie hat Begegnungen zu ermöglichen und gleichzeitig übertriebenen Forderungen zu entgegnen – ein hoher Anspruch an die Lehrpersonen und eine nicht immer leichte Gratwanderung. Schule und Unterricht müssen darum Grenzen setzen, sich auf den Grundauftrag besinnen, damit das Gegenläufige betonen und so zukunftsorientiert wirken.

II. Schulen und die Rückkehr der Grenzen

Seit der radikalen Zeitenwende von 1989 sind viele Grenzen gefallen, und sie fallen weiter: Entgrenzungsprozesse bestimmen die europäische Politik. Und mit der konkreten Einführung des Euros auf Anfang 2002 sind auch die Grenzen der nationalen Währungsräume gefallen. Ein Jenseits der alten Grenzen auch in der Ökonomie: Globalisierung heisst hier das Stichwort; Grenzüberschreitung in den Wissenschaften, in den Ansprüchen und moralischen Werten: eine «Welt der unbegrenzten Möglichkeiten». Fallende Grenzen fast allüberall. Auch der Umgang der Menschen miteinander und ihre Beziehung mit der Aussenwelt werden zusehends von Entgrenzung geprägt.

Der Abbau von Grenzen hat dann seine positiven Auswirkungen, wenn er einhergeht mit der Globalisierung von Verantwortung und Solidarität. Wo er Nachteile bringt, erzeugen Entgrenzungen Angst und Unsicherheit. Dies muss zur Rückkehr von Grenzen in einer entgrenzten Welt führen. Auch in der Pädagogik wird momentan über kein Thema so angeregt diskutiert wie über Grenzen. Man kann sich den Blick in die Ratgeberliteratur fast sparen, wenn man schnelle Diagnosen hören will: «Kindern Grenzen setzen», «Kinder brauchen feste Regeln», «Kinder müssen eine stabile Identität ausbilden» – das sind Allgemeinplätze, und wie die meisten Gemeinplätze sogar wahr. «Grenzen» gehörten zusammen mit Konsequenz und Autorität lange Zeit in die pädagogische Mottenkiste antiquierter Erziehungsstile – jetzt tauchen sie wieder auf als notwendige Hemmnisse gegen Gewalt und Intoleranz, gegen fallende Hemmschwellen und fehlende Fairness, gegen Ausschreitung und Grenzüberschreitung. Erziehung ist zu einem Lieblingsthema der Medien geworden. Kinder brauchen Grenzen, heisst es weitherum, und öffentlichkeitswirksam erschallt der Ruf: Erwachsene brauchen Mut zur Erziehung. Sie müssten lernen, Grenzen zu setzen und Werte zu vermitteln. Von Werteerziehung in der Schule ist die Rede. Landauf, landab hört man die flinken Phrasen, als könne die Schule wieder gutmachen, was gesamtgesellschaftlich im Argen liegt. «Ach, die Werte!», seufzt darum sogar der Pädagoge Hartmut von Hentig. Gemeint ist: einem Le-

Momentaufnahmen aus dem Schulalltag: Die Schule ist im Dilemma. Allzu viele Ansprüche führen zu Widersprüchen.





ben (fast) ohne Grenzen Grenzen setzen; doch «weshalb sollen wir in der Schule Grenzen setzen, die sonst in der Gesellschaft nicht beachtet werden?», fragt Lehrer Daniel F. in einem «Weltwoche»-Artikel. Das Dilemma ist virulent.

Erziehung muss Grenzen setzen

Im konkreten Schulalltag zeigt sich die Grenzfrage fast unbegrenzt. Wer über Suchttherapie und Prävention nachdenkt, kommt an der Grenzfrage nicht vorbei. Wer sich mit Fragen der Gewalt und der Toleranz beschäftigt, ebenso wenig. Ein Beispiel kann dies illustrieren: Die Bereitschaft zur Toleranz setzt zunächst die Achtung seiner selbst voraus. Erst auf dieser Grundlage ist Toleranz gegenüber Anderen und Anderem möglich. Toleranz fordert zugleich zur permanenten Reflexion eigener «Wahrheiten» auf. Dies setzt die offene Begegnung mit anderen Wahrheitsansprüchen voraus und das Kennen von Grenzen. Toleranz heisst darum zugleich, Haltungen und Handlungen nicht zu akzeptieren, die Freiheit und Toleranz gefährden. Deshalb muss Erziehung zwingend Grenzen setzen. Die Schule ist mit dieser Aufgabe allein überfordert. Werte lassen sich nicht wie Wissen vermitteln.

Die Grenzen der Lehrarbeit

Entwicklungen finden an Grenzen statt; die Übergänge ermöglichen Erkenntnis. Schülerinnen und Schüler an ihre Grenzen führen, diese Grenzen gar gezielt überschreiten und bewusst Neuland betreten, das gehört zur anspruchsvollen und faszi-

nierenden didaktischen Aufgabe der Lehrperson – gleichzeitig beinhaltet der pädagogische Auftrag auch das Setzen von Grenzen, das Eingrenzen und Begrenzen. Diese Dialektik – entgrenzen einerseits, begrenzen andererseits – ist anstrengend und belastet. Und sie fügt sich ein in die vielen Ansprüche an den Lehrerberuf: fördern und selektionieren, konfrontieren und Empathie zeigen, individualisieren und integrieren, Lernprozesse arrangieren und sozialpädagogisch tätig sein.

Diese Spannungen lassen sich nicht auflösen. Sie sind präsent und existent. Das Wissen um die vielen Dichotomien des Lehreralltags erleichtert den Umgang mit ihnen; es zwingt zur Definition von Grenzen. Diese Diskussion ist notwendig. Allzu viele Ansprüche lasten auf der Schule und führen zur Überlastung; denn wer die Schule inhaltlich entgrenzt und damit «grenzenlos» macht, erschwert den didaktischen Auftrag wesentlich. Politik und Gesellschaft kommen um den Diskurs über diese Grenzfrage nicht herum. Sie ist zu thematisieren – zum Wohl der Jugendlichen und für die Zukunft der Institution Schule.

III. Basiswissen macht zukunftsfähig

Seit dem politischen Umbruch von 1989 ist die Geschichte in rascher Folge weitergegangen. Wandel war zwar immer, neu ist das rasante Tempo. Unsere Welt ist in den Sog einer fast unheimlichen Beschleunigung und Veränderung geraten. Der Modernitätsschub hat auch die Schulen erfasst. Die Dynamik des Wandels stellt viele

pädagogische Grundsätze von einst in Frage. Die tiefgreifend veränderten Rahmenbedingungen haben auch für die Bildungspolitik entscheidende Konsequenzen. Der zivilisatorische Fortschritt lässt Wissen immer rascher veralten und Gewissheiten verschwinden. Die exponentiell beschleunigte Wissenserzeugung führt zu einer ständig sinkenden Halbwertszeit wissenschaftlichen Wissens. Die hohe Veralterungsrate unseres Wissens zwingt in der Folge zum lebenslangen Lernen. Der Lebenszeitanteil, den heutige Menschen in Schule und Beruf und auch im Alter der Bildung und Fortbildung zu widmen haben, ist spürbar gewachsen.

Welche Folgen hat diese enorme Zivilisationsdynamik für die Bildung in unserer Gesellschaft? Bei der primären Ausbildung geht es nicht in erster Linie um die Vermittlung von Detailwissen, sondern um die Schulung von «Lernkompetenz», von formalen Grundfähigkeiten, die für das spätere Lernen unverzichtbar sind. Entscheidend ist die Frage, was heute und was immer gilt. Und da stellt die Lernfähigkeit eine der wichtigsten Kompetenzen dar, die eine Schule zu vermitteln hat. In unserer schnelllebigen Zeit sind alterungsresistente Bildungsgehalte von zentraler Bedeutung, «Lehrplangehalte ohne Verfallsdatum», wie es der Philosoph Lübbe einmal ausdrückte. Dazu zählen für ihn auch und ganz speziell die Inhalte sogenannter klassischer Bildung, die ja letztlich eine Erfindung der kulturellen Moderne ist: «Klassik – das ist nichts anderes als der Sammel-

Die Ansprüche an die Schule steigen: Doch Werte lassen sich nicht wie Wissen vermitteln.

begriff derjenigen kulturellen Bestände, die alt und unbeschadet ihres Alters nicht veraltet sind.»

Kernkompetenzen entwickeln

Die elementare Lernfähigkeit hängt primär von formalen Fähigkeiten ab. In einer kommunikativ verdichteten Dienstleistungsgesellschaft wird vor allem die muttersprachliche Kompetenz in Wort und Schrift bedeutsam. Die internationale PISA-Studie der OECD hat hier klare Daten geliefert: Die Lesefähigkeiten der Schweizer Jugendlichen am Ende ihrer Schulzeit sind unzureichend. Und dabei bestätigen die Biowissenschaften fast täglich neu: Sprachfähigkeit ist nicht eine, sondern *die* Schlüsselkompetenz schlechthin.

Zwingende Bedingung der Modernität ist auch die fremdsprachliche Kompetenz. Für beides bildet das grammatikalische Basiswissen eine Art sprachliche *conditio sine qua non*. Auch grundlegende mathematische Fähigkeiten und naturwissenschaftliche Kenntnisse gehören zum Grundwissen, ebenso die Fähigkeit, aus einem kaum mehr überschaubaren Informationsangebot auswählen zu können und Relevantes von Irrelevantem zu selektieren – darum Selektionskompetenz. Nur so kann man der Komplexität der schwierigen Welt gewachsen bleiben und in der endlosen Weite des Internets die Übersicht behalten. Dann sind die neuen Medien Mittel mit klaren Funktionen; der Computer bleibt Knecht und wird nicht zum Schulmeister. Unverzichtbar wird zudem die Fähigkeit, Sinnbezüge her-

zustellen sowie Herkunft und Zukunft miteinander zu verbinden. Das Wissen um die eigene Geschichte ist elementares Bildungselement; denn «ohne historisches Bemühen verlieren wir in der modernen Zivilisation unsere Zukunftsfähigkeit», betont Hermann Lübbe.

Das alles hat wenig zu tun mit einem Unterricht, der sich auf die kurzlebigen Bedürfnisse der Zeit und auf Tagesaktualitäten ausrichtet, sondern mit einem Bemühen um Basiswissen und um eine Erziehung der Schülerinnen und Schüler zur Mündigkeit. Das bedeutet Bildung, die sich ganz unflexibel einer Sache und ursprünglicher Erfahrung hingibt – als Bedingung jeder erfolgreichen Flexibilität (Ludwig Hasler).

Die Vision: über Inhalte zum Lernen herausfordern

Entscheidend für die Bildung sind in erster Linie die Fachlichkeit des Unterrichts und der inhaltliche Anspruch mit klaren Zielen: Das «vernetzte Denken» entsteht nicht dadurch, dass auf Folien verschiedene Kreise und Würfel miteinander verbunden werden, «Teamfähigkeit» ergibt sich nicht dadurch, dass auch im Mathematikunterricht Gruppenarbeit gemacht wird, «Kommunikation» ist keine Folge häufigen Redens, «Lernfähigkeit» nicht die Folge «metakognitiver» Eintragungen in Schultagebücher usw. Alle diese Grössen können nicht einfach methodisch «optimiert» werden; vielmehr sind sie gebunden an das, was früher «materiale» Bildung genannt wurde, also an kulturelle Überlieferungen und Wissenskontexte,

die sich nicht oder jedenfalls nicht beliebig individualisieren lassen, betont Jürgen Oelkers. Schulbildung ist daher wieder inhaltlich zu definieren, lautet die zwingende Konsequenz, vielleicht die utopische Einfachheit dessen, was Goethe «das alte Wahre» genannt hat – und das in der Praxis doch immer wie neu und schwer zu realisieren ist. Darum soll sich das Mögliche nicht am blinden Pragmatismus orientieren, sondern sich ausrichten an der Utopie der von uns gewollten schulischen Zukunft. Danach ist immer wieder zu suchen, mit der gesamtgesellschaftlichen Verantwortung für die Bildung und Ausbildung unserer Kinder und Jugendlichen. Oder wie es der Physiker und Pädagoge Martin Wagenschein formulierte: «Nicht das Wissen steckt an, sondern das Suchen.»

Carl Bossard, Dr. phil., war während neun Jahren Rektor des kantonalen Gymnasiums in Stans und leitete von 1996–2001 die Kantonsschule Luzern. Seit 1. September 2001 zeichnet er als designierter Rektor für den Aufbau der Pädagogischen Hochschule Zug – PHZ Zug verantwortlich.

Literatur

- Blum A. (2000, 29. Juni). Ansprache an der Diplomfeier des Pädagogischen Instituts der Universität Basel. Msc.
Bucher B., Nicolet M. (2002, 6. August). Vorläufige Thesen zum Berufsbild «Lehrperson». Task Force Lehrberufsstand der EDK. Teilprojekt «Berufsbild». Msc.
Fuhrmann M. (2002). Bildung. Europas Kulturelle Identität. Stuttgart: Reclam.
Glötz P. (2001). Die beschleunigte Gesellschaft. Kulturkämpfe im digitalen Kapitalismus. Hamburg: Rowohlt.
Hagenbüchle W., (2002, 20./21. Juli). Bilde sich, wer kann. Neue Zürcher Zeitung, S. 11.
Hasler L. (2000, 7. Februar). Wer nicht unter die Räder des Modernisierungstemplos geraten will, braucht Bildung. Aber welche? Vortrag. Msc.
von Hentig H. (1999). Ach, die Werte! Ein öffentliches Bewusstsein von zwiespältigen Aufgaben. Über eine Erziehung für das 21. Jahrhundert. München: Hanser.
von Hentig H. (2002). Der technischen Zivilisation gewachsen bleiben. Nachdenken über die Neuen Medien und das gar nicht mehr allmähliche Verschwinden der Wirklichkeit. Weinheim: Beltz.
Kaiser A. (2001, 2. Juni). Im Paradies der Möglichkeiten. Frankfurter Allgemeine Zeitung, S. 1.
Korbath M. (2001, 5. Juli). Aufgeschlossen bis zum letzten Knopf. Die Weltwoche, S. 48.
Lübbe H. (1996). Zeit-Erfahrungen. Sieben Begriffe zur Beschreibung moderner Zivilisationsdynamik. Stuttgart: Steiner.
Oelkers J. (2002, 27. Juni). Und wo, bitte, bleibt Humboldt? DIE ZEIT, Beilage «PISA spezial», S. 36.
Oelkers J. (2002, 29. Juni). Bildungspolitik und Schulentwicklung nach PISA. Vortrag auf der Tagung «Blickpunkt – Zukunft der Schule» in Bonn. Msc.
Schmid K. (2000). Gesammelte Werke. Bd. VI. Zürich: Verlag NZZ.
Sloterdijk P. (2001). Lernen ist Vorfreude auf sich selbst. Peter Sloterdijk im Gespräch mit Reinhard Kahl über den Abschied vom Ernstfall und die Entprofessionalisierung der Schule. Pädagogik, 12, S. 41–45.
Wagenschein M. (2002). «... zäh am Staunen.» Pädagogische Texte zum Bestehen der Wissensgesellschaft. Hrsg. Horst Rumpf. Seelze-Velber: Kallmeyer.
Ziehe T. (2001). Überbrückungsarbeit – womit Lehrkräfte heute zurecht kommen müssen. Msc.

Die Kunstpädagogik Kunsthaus Zug regt zur Auseinandersetzung mit Bildern und Räumen an – auch mit der Gestaltung des öffentlichen Raumes. 300 Schülerinnen und Schüler entwarfen in einem Projekt Visionen für das Gebiet Lorzenebene – mit teilweise erstaunlichen Resultaten.

Eine Art «Centralpark» in der Lorzenebene

Betroffen standen die Schülerinnen und Schüler der 5. Klasse vor der Tafel des Zuger Industriepfades Lorze und entzifferten den dargestellten Plan: Hier in der Lorzenebene sollte St. Europ, die Hauptstadt Europas entstehen, eine in strengem Raster angelegte Millionstadt. Die Auseinandersetzung mit der weltmännischen Utopie aus der Zeit der Industrialisierung sensibilisierte für die Thematik und regte die Diskussion an: «Ich fände es noch gut, eine solch grosse Stadt zu haben. Da kann man mehr Lädelen gehen. Zug wäre moderner.» «Oder es würden mehr Touristen nach Zug kommen.» «Ich bin da nicht einverstanden, denn dann hätten wir viel Verkehr und immer ein Puff bei uns.» «Die Natur hätte gar keinen Lebensraum mehr. Die Landschaft, die wir hier haben, mit den Kühen in der Nähe, ist irgendwie doch auch schön.» «Es hätte ja gar keinen Platz mehr zum Tschutten oder um in den Dreck rein zu liegen oder was weiss ich.» «In der Mitte der Stadt sollte es eine Art Centralpark geben, damit man nicht zuerst nach draussen fahren muss, um in die Natur zu kommen.» Der Zuger Goldschmied Caspar Schell hatte 1865 ein Bild der Stadt der Zukunft entworfen als Ausdruck einer

Gesellschaft, die geprägt war von Auf- und Umbruchstimmung, von Verstädterung, Industrie und Handel. Heute wünschen sich die Kinder eine Stadt, in der es Raum zum Spielen, für Erholung und Verbundenheit mit der Natur gibt, aber auch urbane Räume, Orte für Begegnung, Vergnügung und Aktivität. Stadt und Landschaft gelten als gleichwertige Elemente, der Verkehr ist integriert. Am Beispiel der Lorzenebene setzten sie sich nun mit diesen Vorstellungen konkret auseinander.

In der aktuellen Diskussion um die Stadterweiterung spielt das Gebiet der Lorzenebene eine zentrale Rolle. Hier befinden sich grosse Reserven für Wohn- und Arbeitsräume, aber auch wichtige Landschafts-, Natur- und Erholungsgebiete. Im Laufe der Zeit wurde der Landschaftsraum zwischen Baar, Cham, Steinhausen und Zug zu einem heterogenen Mosaik aus überkommunalen Verkehrsanlagen, Vorortssiedlungen, neuen Arbeitsplatzgebieten und verbliebenen Landschafts-, Landwirtschafts- und Naturzonen. Bis anhin galt die Lorzenebene als Restfläche für Randnutzungen der angrenzenden, expandierenden Siedlungskerne. Seit einigen Jahren sind nun aber Kanton und die vier beteiligten Gemeinden gemeinsam bemüht, eine qualitätsvolle Entwicklung des Gebie-

tes festzulegen. Wie soll man eine Stadt der Zukunft gestalten? Wie sind diese Ziele in Bezug auf die Lorzenebene zu verwirklichen?

Anspruchsvolle Fragen, die alle betreffen und nur über mehrere Generationen hinweg gelöst werden können. Kinder und Jugendliche sollten an diesem stadtplanerischen Prozess teilnehmen und einen weiteren Beitrag zur aktuellen Thematik leisten können und damit die Diskussion in der Öffentlichkeit beleben. In Zusammenarbeit mit der Behördendelegation Lorzenebene und dem Bauamt der Stadt Zug, vor allem Regula Kaiser, entstand das kunstpädagogische Projekt «Werkstatt Lorzenebene». Die Aktivitäten der Kunstpädagogik reihen sich in das Gesamtkonzept des Kunsthauses Zug ein, das sich als vernetztes Museum im Fluss versteht. Im Kontakt mit Fachkräften aus Stadt, Gemeinden und Kanton entwickelte sich ein Prozess, der schliesslich dazu anregte, Projekte mit Künstlerinnen und Künstlern in der Lorzenebene zu realisieren.

Werkstatt Lorzenebene

Rund 300 Schülerinnen und Schüler der 1. bis 9. Klasse aus Baar, Cham, Steinhausen und Zug haben im Frühjahr/Sommer 2001 an den Planungsworkshops der

Die landwirtschaftliche Nutzfläche umfasst 45 Prozent des Kantonsgebietes.



«Es sollte mehr Wald an der alten Lorze geben.»
1. Klasse, Baar



«Wir haben gedacht, dass wir die Häuser zwischen der Lorzenebene und dem See abreißen und unten am Campingplatz wieder aufbauen. Die Strasse und die Eisenbahnlinie sind unterführt. Über der Strasse ist nun Gras und es gibt einzelne Bäume. Über der Eisenbahnlinie gibt es einen Park mit Feuerstelle.»
Adina, Emanuel, 6. Klasse, Zug

Kunstpädagogik teilgenommen. Die bis zu zwei Tage dauernden Veranstaltungen fanden vor Ort im Gebiet der Lorzenebene statt. Ausgerüstet mit Kameras, Skizzen- und Kartenmaterial, Diktaphon, Tonbandgeräten und Proviant ging es zu Fuss oder mit Velos auf Erkundungs- und Erfahrungstouren.

In unterschiedlichen Altersgruppen wurde hingeschaut, hingehört, befühlt, diskutiert, fotografiert, skizziert, gemalt und markiert, was stört, und mit Begeisterung verändert, eigene Träume und Bilder entwickelt und diese in Plänen, Collagen und Papier-Modellen dargestellt. Bauwagen dienten als mobile Ateliers. Die Schülerinnen und Schüler arbeiteten alleine, in Gruppen oder in der Klasse, diskutierten und entschieden gemeinsam. Dabei ging es nicht darum, abstrakte Visionen entstehen zu lassen oder städtische Vorstellungen von den Kindern bestätigt zu erhalten. Die Kinder und Jugendlichen sollten vielmehr in der Konfrontation mit verschiedenen räumlichen Situationen die Gelegenheit erhalten, ihre Umwelt als eine gestaltete zu erfahren, sich mit eigenen Lebensbedürfnissen auseinanderzusetzen, konkrete Vorstellungen für ihre Problem- punkte entwickeln und aktiv an der Gestaltung ihrer unmittelbaren Umgebung teilnehmen zu können. Vom 17. Mai bis 16. Juni 2002 wurden Resultate aus diesem Planungsprozess in der Ausstellung «InnenAussen Werkstatt Lorzenebene – Kinder und Jugendliche entwerfen die Zwischenstadt» im Kunsthaus Zug gezeigt.

Spielplätze, Tierpärke, Unterführungen, Brücken, Marktstände, Discos...

Die Kinder reagierten sehr direkt und unverblümt auf die Problematik der Lorzenebene. Locker rissen sie störende Bauten nieder, versenkten Ungeliebtes in den Boden oder stellten in Gedanken da und dort Gewünschtes hin. Immer wieder wiesen sie auf dieselben Schwachstellen hin: die Gestaltung der Lorze, die Siedlungsgebiete an den Rändern der Ebene und die Verkehrsverbindungen. Erstaunlicherweise formulierten sie ähnliche Anliegen wie Fachleute aus Planung und Politik. Alle Teilnehmenden wollten die Natur erhalten, schützen, pflegen und ihr mehr Raum zur freien Entfaltung zugestehen. Ging es jedoch ans Planen, wurde dieser Vorsatz nicht selten vergessen; stattdessen stand die Lust am Entwerfen, Kreieren, Gestalten und das «Bauenwollen» im Zentrum! Unter- und Mittelstufenkinder kritisierten vorhandene Spielplätze («es hat zu wenig Geräte und die Pneus stinken»), kreierten eigene (S. 89), entwarfen Freizeitanlagen und eroberten die Lorze als Wasserspielanlage (S. 89). Die neue Lorze sollte geschlängelter werden, vom Weg aus zugänglich sein und die Natur wilder werden («es lampen so keine Äste heraus!»). Die alte Lorze sollte breiter und bewaldeter sein (S. 84). Sie wünschten sich einen riesigen, zentral gelegenen Kinder-Garten, Obst- und Gemüseverkauf im Freien und überall Tiere (S. 87). Das Bedürfnis nach Sicherheit im Strassenverkehr war offensichtlich. Sie erfanden Kindertaxis,

die sie von zu Hause sicher zum «Spielplatz» bringen sollten und forderten Trottoirs und Zebrastreifen (S. 87). Sie planten nicht Angst machende, bunt beleuchtete Unterführungen mit Rutschbahnen, Laufbändern oder Transportwägelchen (S. 87). Sie entwarfen riesige Brücken, Überführungen mit Liften oder mit Bäumen und Pflanzen und verbanden die Ebene mit dem See – nur so würde das Überqueren der Chamerstrasse wieder Spass machen (S. 88 und S. 91). Mittel- und Oberstufenschüler richteten ihr Augenmerk mehrheitlich auf die Gestaltung von urbanen Räumen. Sie wünschten sich Orte der Begegnung, des Vergnügens und des Konsums wie Migros (S. 88), Jugendzentrum, Kino, Freizeitpark, Alpamare oder Discos. Natürlich dürften der Kebabstand oder Kiosk nicht fehlen (S. 87). Jugendliche aus den anliegenden Orten sollten sich in der Mitte treffen können. Anlass zu heftigen Diskussionen gaben die Ausblicke von der «grünen Mitte» in die Siedlungsgebiete. Die Gewerbe- zonen und die «Betonhochhäuser» störten und sollten hinter bewaldeten Grünzonen oder Parkanlagen versteckt werden oder über neue, terrassenförmig angelegte Wohnzonen sanfter in das Lorzengebiet hineinwachsen. Sie machten Vorschläge zum Umgestalten von bereits Vorhandenem. Mit bunteren Farbkonzepten oder mit der Verwendung von Glas und Holz könnte die bestehende Architektur aufgewertet werden (S. 87), Fabrikhallen zu Discos und Freizeitparks umgebaut, das Bauernhaus zum Jugendzentrum umgenutzt oder im Wohnblock ein Restau-

rant integriert werden. Sie wünschten sich Grünkorridore vom Herti zum See oder wollten gar die Lorzenebene als grüne Landschaftszunge weiterführen und mit dem See verbinden, die abgerissenen Siedlungen an anderen Orten wieder aufbauen, die Chamerstrasse und die Eisenbahnlinie unterirdisch führen und das Gebiet darüber mit Wiesen oder Parkanlagen gestalten (S. 84 und S. 87). Die Sensibilität für die Umweltbelastung war bei allen auffallend. So sollte die Autobahn in einen Glastunnel gesteckt oder in einem aufgeschütteten, begrüntem und landwirtschaftlich genutzten Hügel verschwinden. Die Hochspannungsleitungen sollten in den Boden verlegt werden. Die Jüngeren forderten ein umweltbewussteres Verhalten der Erwachsenen im Umgang mit Abfall. Sie machten Vorschläge für neue, bunte Abfallbehälter und entwarfen ein unterirdisches Abfallentsorgungskonzept. Immer wieder suchten alle nach ästhetischen Lösungen, das «Unschöne und Stinkende» sollte dabei verschwinden, versteckt oder in den Boden verlegt werden. Die meisten Schülerinnen und Schüler machten punktuelle Vorschläge, nur wenige konnten auf die Gestaltung von grösseren und komplexeren Räumen eingehen. Je kleinräumiger die Aufmerksamkeit war, desto «realistischer» und konkreter fielen ihre Ideen aus. Entstanden zu utopische Ideen, kamen Einwändungen bezüglich der Realisierbarkeit aus den eigenen Reihen mit Argumenten aus den Bereichen der Technik, Politik und Wirtschaft. So konnten sich zu «unrealistische», «verrückte» und

«abgespacte» Ideen in der Klasse kaum durchsetzen, z. B. die Lorzenebene in einen Urwald zu verwandeln, phantastische, verwinkelte, mit kubischen Elementen und «utopischen» Formen gestaltete Autobahnbrücken oder die Herti-Hochhäuser mit parkartig gestalteten Plattformen zu verbinden. Auffallend war, dass diese Vorschläge nicht vor Ort, sondern beim Bearbeiten des Planmaterials im Nachhinein geäussert wurden. Im Gespräch entschied die Klasse, welche Ideen in einem räumlichen Papiermodell dargestellt werden sollten. Engagiert, kreativ und erfinderisch suchten die Primarschülerinnen und -schüler nach plastischen Gestaltungsmöglichkeiten von Gebäuden, Bäumen, Zügen, Wägelchen, Tunnels, Hängebrücke etc. Spontan platzierten sie ihre Wunschelemente im Raum: «Hier kommt der Kiosk hin, da der Baum, da ein kleiner Teich und daneben...» Immer wieder waren die Kinder von ihrer eigenen Leistung überrascht, stolz präsentierten sie ihre Gruppenarbeit der Klasse. Die mit Papier, Karton, Leim, Klebestreifen und Schere hergestellten, weissen Architektur-Modelle beeindruckten in ihrer Originalität, Verspielt-heit und in der Qualität der Gestaltung. Das räumliche Vorstellungsvermögen und die Spannung im grosszügigen Umgang mit Raum (die Migros als riesengrosser Quader) und der liebevollen Beschäftigung mit Details (die elektronischen Einkaufswägelchen aufgereiht bereit) waren ausgeprägt und erfrischend. In der Darstellung sind Räume und Objekte aus der unmittelbaren Umgebung (Spielplatz auf dem Zugerberg)

zu erkennen, verweisen auf visuelle Eindrücke (Twin-Towers New York) aus den Medien oder den Ferien (U-Bahn, Hafen). Die Architektur der Gebäude war mehrheitlich konventionell, unübliche oder gar funktionslose Formen fehlten weitgehend. Das Bauen der Modelle war ein bildnerisch-praktisches Tun und technisch-konstruktive Tätigkeit, die gebrauchorientiert und funktionsgebunden praktiziert wurde.

Förderung der Wahrnehmungsfähigkeit

Die eingegangenen Vorschläge bestätigen den Mythos vom unbeschwertem und verträumten Kind nur teilweise. Die Arbeiten sind Ausdruck von kritischen, umweltbewussten und aufgeklärten Kindern, die fähig sind, sich mit realen Situationen auseinander zu setzen und Vorschläge zu machen, die sich darauf wieder rückbeziehen. Sie zeigen uns keine träumerische Idealwelt, keine Gegenwelt zur Realität, in die es sich fliehen lässt, sondern eine kreativ gestaltete Mitwelt. Ihre Vorstellungen sind klar, direkt, manchmal frech, auch witzig und verspielt, oft recht pragmatisch dargestellt und durch ihre Lebenszusammenhänge begründbar. Die mit gesundem Menschenverstand vorgeschlagenen Verbesserungen machen uns auf stadtplanerische und gesellschaftliche Probleme aufmerksam und regen uns zum Hinschauen an. Es geht nun nicht darum, die Stadtplanung an die Kinder und Jugendlichen zu delegieren, sondern ihre Vorstellungen und Lösungen ernsthaft zu überprüfen und sie als individuelle Persönlichkeiten wahr- und ernstzunehmen.

Entwürfe zur Lorzenebene von Schülerinnen und Schülern der 1.-6. Klasse aus Baar, Cham, Steinhausen und Zug

Vielfältig zusammengesetzter Tierpark



Spielplatz mit Rutschbahnturm



Unterführung der Chamerstrasse



Gemüsestand im Freien



Mehr Gärten statt Ackerflächen



Neue Farbkonzepte für Fassaden



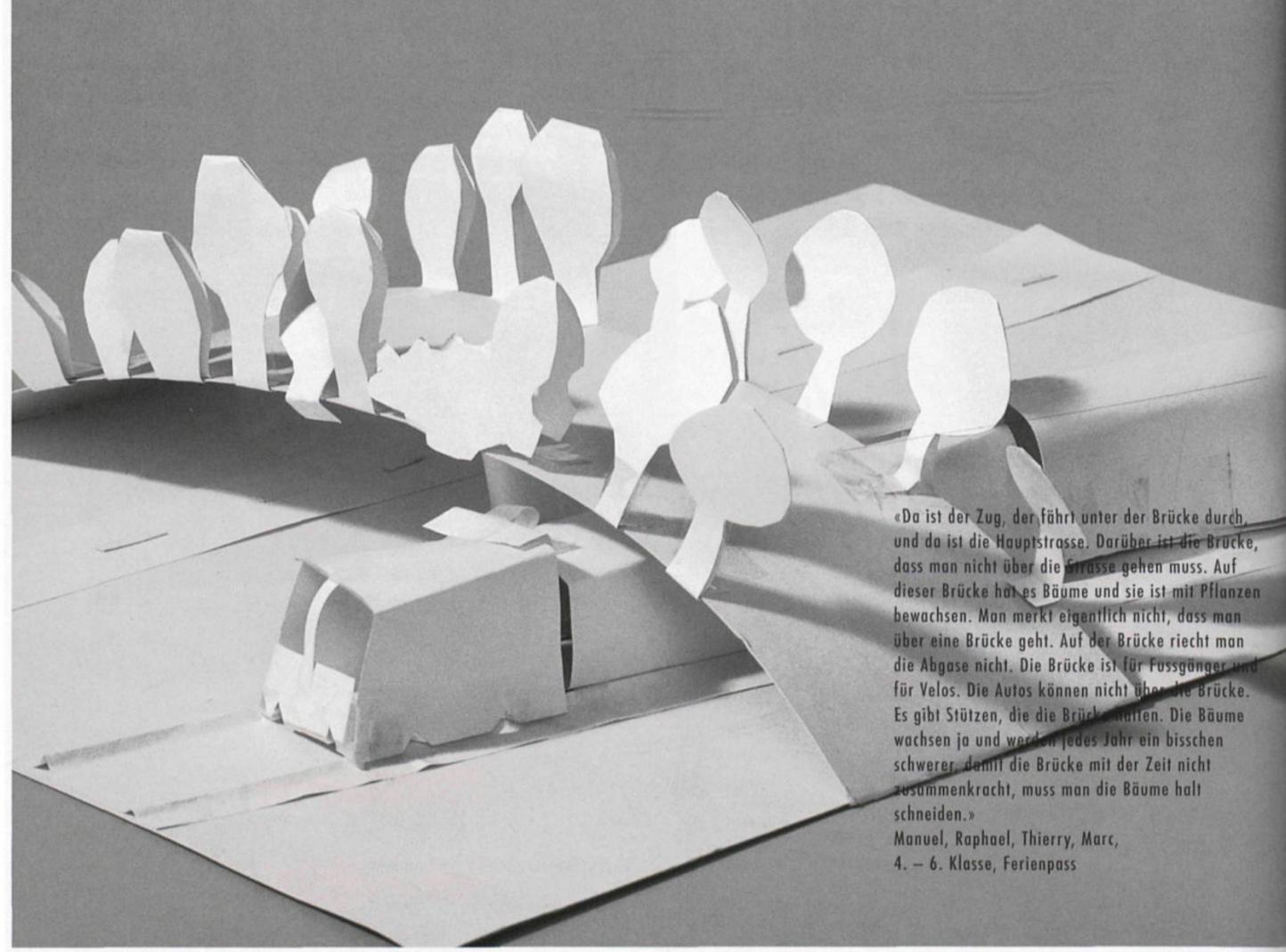
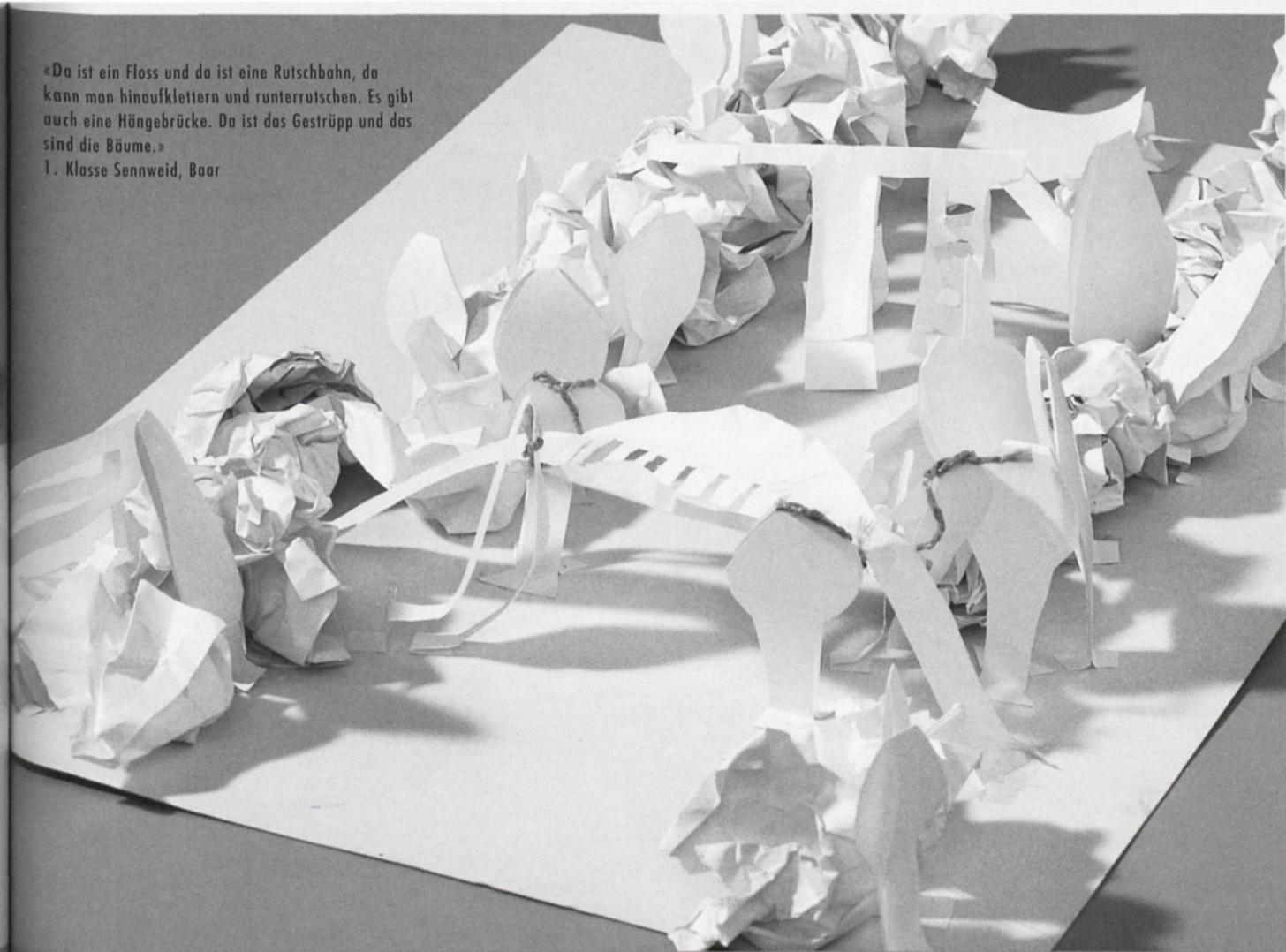
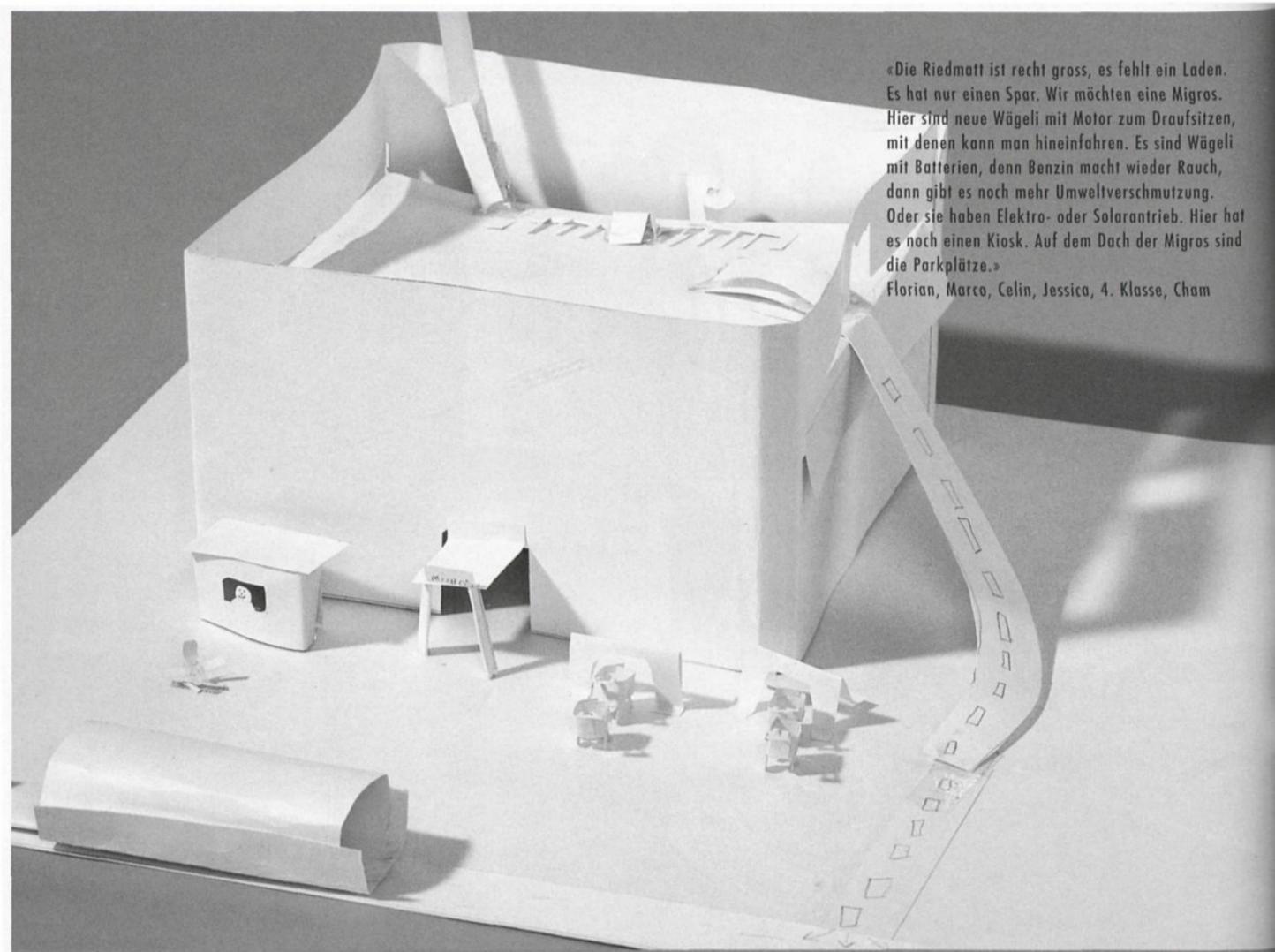
Hot-Dog-Stand beim Schulhaus Riedmatt

Fussgängerstreifen beim Lorzenweg

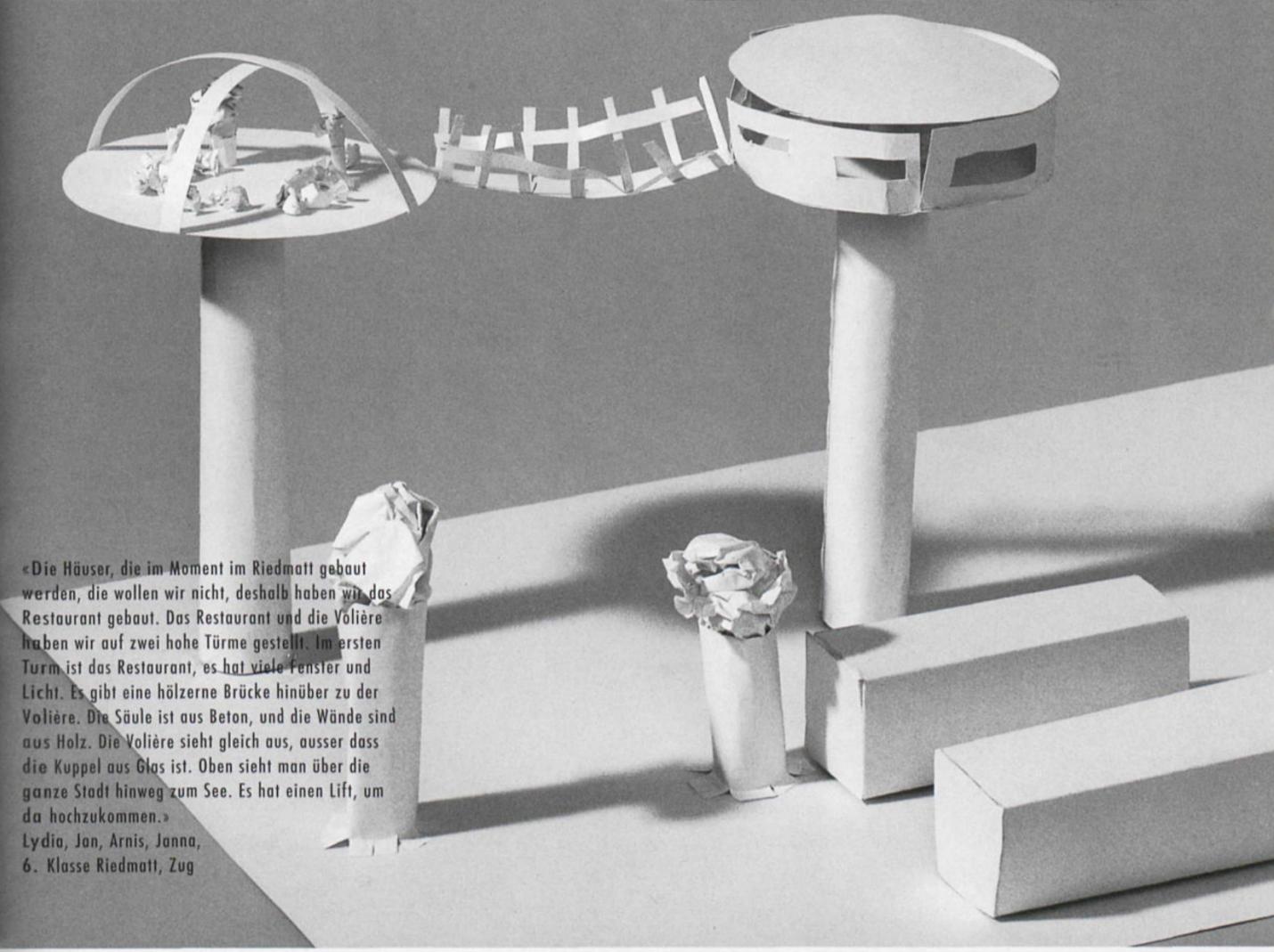


«Die Riedmatt ist recht gross, es fehlt ein Laden. Es hat nur einen Spar. Wir möchten eine Migros. Hier sind neue Wägel mit Motor zum Draufsitzen, mit denen kann man hineinfahren. Es sind Wägel mit Batterien, denn Benzin macht wieder Rauch, dann gibt es noch mehr Umweltverschmutzung. Oder sie haben Elektro- oder Solarantrieb. Hier hat es noch einen Kiosk. Auf dem Dach der Migros sind die Parkplätze.»
 Florian, Marco, Celin, Jessica, 4. Klasse, Cham

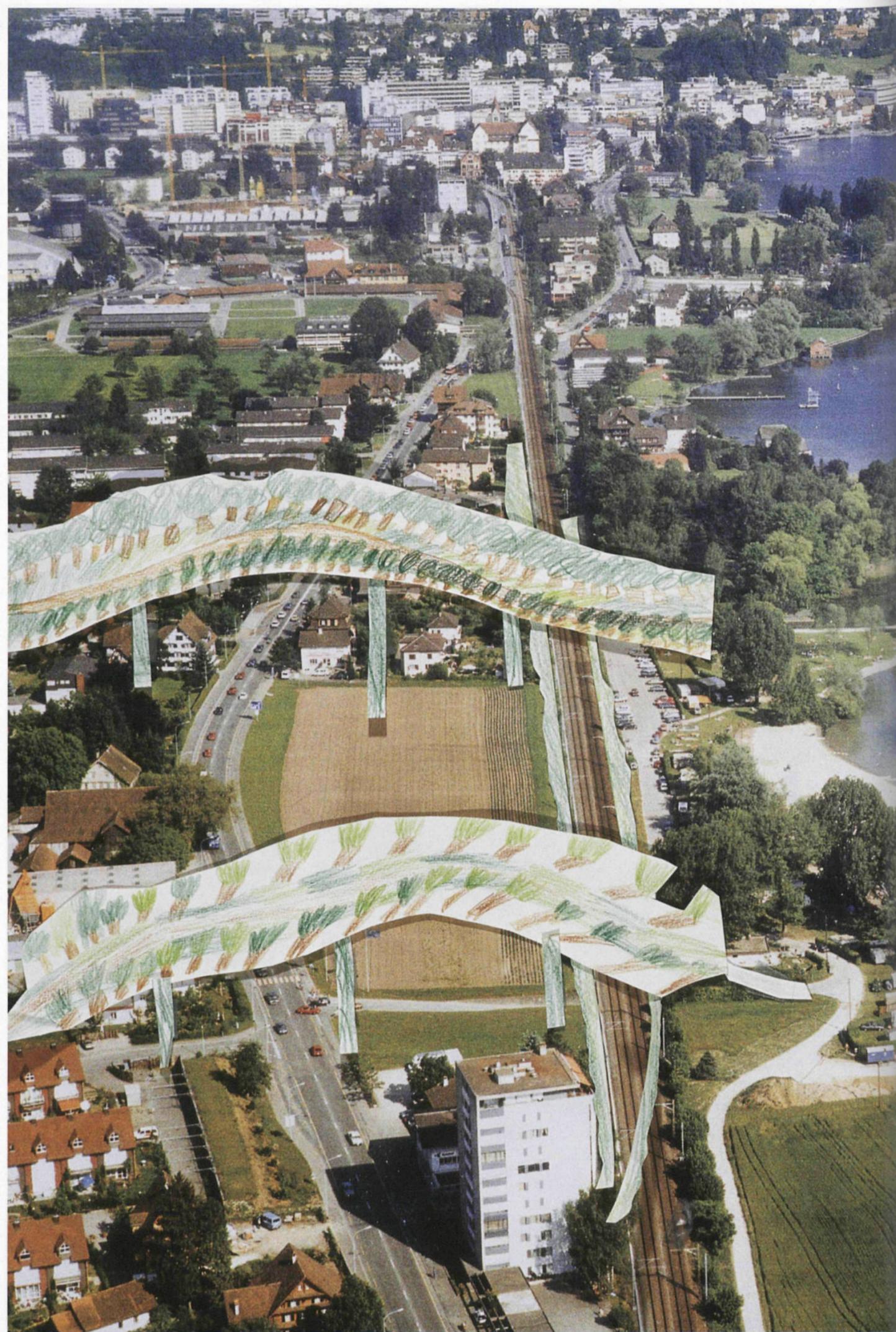
«Da ist ein Floss und da ist eine Rutschbahn, da kann man hinaufklettern und runterrutschen. Es gibt auch eine Hängebrücke. Da ist das Gastrupp und das sind die Bäume.»
 1. Klasse Sennweid, Baar



«Da ist der Zug, der fährt unter der Brücke durch, und da ist die Hauptstrasse. Darüber ist die Brücke, dass man nicht über die Strasse gehen muss. Auf dieser Brücke hat es Bäume und sie ist mit Pflanzen bewachsen. Man merkt eigentlich nicht, dass man über eine Brücke geht. Auf der Brücke riecht man die Abgase nicht. Die Brücke ist für Fussgänger und für Velos. Die Autos können nicht über die Brücke. Es gibt Stützen, die die Brücke halten. Die Bäume wachsen ja und werden jedes Jahr ein bisschen schwerer, damit die Brücke mit der Zeit nicht zusammenkracht, muss man die Bäume halt schneiden.»
 Manuel, Raphael, Thierry, Marc,
 4. - 6. Klasse, Forienpass



«Die Häuser, die im Moment im Riedmatt gebaut werden, die wollen wir nicht, deshalb haben wir das Restaurant gebaut. Das Restaurant und die Volière haben wir auf zwei hohe Türme gestellt. Im ersten Turm ist das Restaurant, es hat viele Fenster und Licht. Es gibt eine hölzerne Brücke hinüber zu der Volière. Die Säule ist aus Beton, und die Wände sind aus Holz. Die Volière sieht gleich aus, ausser dass die Kuppel aus Glas ist. Oben sieht man über die ganze Stadt hinweg zum See. Es hat einen Lift, um da hochzukommen.»
 Lydia, Jan, Arnis, Janna,
 6. Klasse Riedmatt, Zug



Im Anschluss an die Planungsworkshops verarbeitete ein Architekten- und Grafiker- team aus Zürich die eingegangenen Vor- schläge in einem Film mit professionellen Visualisierungen. Der realistisch-assoziativ umgesetzte Film wurde in der Ausstellung im Kunsthaus Zug als Abschluss des Rund- ganges gezeigt. Er leistete einen weiteren Beitrag zur Vision Lorzenstadt: In der gros- sen zusammenhängenden Stadt führt eine Grünzone bis zum See. Es gibt Flussland- schaften mit Erholungs-, Freizeit- und Spielräumen, freundlich gestaltete Wohn- gebiete, Erlebnis-, Konsum- und Frei- zeitzentren im Grünen, ober- und unter- irdische Verkehrsverbindungen sowie kindergerechte Über- und Unterführungen. Der Film löste Unterschiedliches aus: Schülerinnen und Schüler, die an den



Workshops teilgenommen haben, freuten sich am Resultat der professionellen Wei- terbearbeitung ihrer Vorstellungen. Besu- cherinnen und Besucher, Laien wie auch Fachleute reagierten betroffen: Was wäre, wenn Entwürfe der kommenden Generation zur Lorzenebene Realität werden sollten?



Über die Chamer- strasse und die Eisen- bahnlinie sollte es bepflanzte Brücken geben; damit kann man mit dem Velo durch einen «Natur- tunnel» von der Lorzenebene direkt an den See fahren.

Die planenden Kinder an der Arbeit: Links sind sie vor Ort am Zeichnen, rechts oben diskutieren sie über ein Modell.

Sandra Winiger, Jahrgang 1967, Ausbil- dung als Primarlehrerin, Unterrichts- erfahrungen mit verschiedensten Schul- stufen und in der Erwachsenenbildung, studierte Bildnerisches Gestalten und Kunstgeschichte an der Universität Bern, arbeitet seit 1998 als Kunstpädagogin am Kunsthaus Zug.

Auf dem Zuger- und Ägerisee sind rund
2300 Schiffe immatrikuliert.

Gibt es im Raum Zug Kultur, die ausserhalb wahrgenommen wird? Gibt es eine zugerische kulturelle Identität? Was braucht es für ein anregendes kulturelles Klima? Begnügen wir uns mit Turnerkränzli und der Gastgeberrolle für die importierte Weltklasse? Was ist aus den Visionen der 1990er-Jahre geworden, die – formuliert in einer Gesprächsrunde im Burgbachkeller – auf die Schaffung eines regionalen Kulturzentrums zielten?

Solche Fragen diskutierte eine Runde von Kulturinteressierten und -engagierten an zwei Samstagen. Dabei wurden zwei Stossrichtungen deutlich: die kontinuierliche Pflege von bescheidenen, ortswurzelten Initiativen und der Wunsch zur Schaffung eines wiederkehrenden Events, eines Festivals, zur Einrichtung eines festen Ensembles.

Zimmermann: Über die Zuger Kunstszene zu urteilen, da bin ich nicht so kompetent. Ich wohne erst seit zwei Jahren wieder in der Stadt Zug; es interessiert mich immer mehr, seit ich da bin, aber mich hat mehr das Image von Zug beschäftigt; im Ausland bewegte mich der Gedanke: Zug hat ein Image-Problem im Zusammenhang mit Kultur. Ich finde, die Zuger könnten eine Image-Korrektur vornehmen, indem sie die nationale, eventuell die internationale Rolle im kulturellen Sektor intensiver pflegen würden. Da könnten sich auch Synergien entwickeln zwischen Politik und Kulturschaffen. Da ist Brachland vorhanden.

Kleeb: Ich habe zu wenig den Überblick über die Zuger Szene, ich gehe selten aus, habe Familie, ich unterrichte seit vier Jahren an der Musikschule in Zug, engagiere mich da stark, ich halte dies für einen

guten Boden. Es dünkt mich speziell, dass es so etwas wie das Attentat vom 27. September 2001 brauchte, um eine Kraft zu spüren, die man sonst nicht mehr wahrnimmt. Da war plötzlich so viel Potenzial da und Solidarität. Das müssten wir aktivieren: Sonst ist Zug geistig am Verarmen, immer mehr Leute leben hier aus Steuergründen, das ist die Anziehungskraft: Wir müssen etwas tun, damit wir eine Ausstrahlung bekommen, damit nicht alle von hier flüchten.

Knüsel: Ist überhaupt etwas da, das man innen wahrnimmt? Das hat nicht mit Ausgehen zu tun, man stellt es fest, wenn man hier in Zug ist. Gibt es hier kulturelles Leben? Mein letztes Schlüsselerlebnis war ein Besuch im Februar 2000, als ich um Mitternacht in der «Galvanik» gelandet bin: Das war der einzige Ort, an dem Menschen anzutreffen waren. An einem Samstagabend, wo du dich in Zürich nicht retten kannst vor Leuten, da war es in Zug einfach leer. Das hat mich tief erschüttert. Das spricht nicht für Zug und unterstützt das Vorurteil über Zug: Eigentlich schwimmen sie im Geld – es gibt immerhin ein paar Leute, die sich bemühen. Aber der Boden ist so trocken, die wenig Samen,

die man hier ausstreut, verdorren einfach.

Scherer: Für die Stadt machen wir einen Jahresbericht, der die Anlässe aller Kulturvereine auflistet. Die Liste ist erstaunlich vielfältig. Aber eben, wenn du abends durch die Stadt gehst, dann bekommt man in der Gespensterstadt fast Angst.

Erni: Das hat damit zu tun, dass Zuger lieber nach Zürich oder Luzern gehen: Das Angebot dort ist dermassen gut, dass diese öfters abwandern. Ich sehe das im Casino, Beispiel Steps: Bei einem «Niederlands Dans Theater» ist der Saal nur halb voll.

Zimmermann: Ich unterhalte Kontakte zu Personen in Zug, die mir wertvoll sind: Hildegard Kleeb z. B., und in der Beiz finde ich vielleicht jemanden – es hat nicht viele. Ich möchte auch hier auf Resonanz stossen, nicht nur in Berlin. Ich bin ja hier geboren, das hat eine Qualität: die unglaubliche Umgebung, die Landschaft; ich bin privilegiert.

Bachmann: Berlin als Vergleich – du kannst hier nicht annähernd etwas Ähnliches erwarten.

Zimmermann: Wichtig sind Leute, die mit-hirnen, die in ihrer Umgebung arbeiten wollen – da lebe ich längst nicht mehr nur von Zug. Früher gabs Eugen Hotz, gabs

Diskussionsteilnehmende:

Urs Bachmann,
Hubert Erni,
Hildegard Kleeb,
Pius Knüsel,
Adrian Hürlimann
(Protokoll),
Osy Zimmermann,
Heiri Scherer
(Moderation).

Leute, die mir ein Podium geboten haben – dann bin ich aber verreist...

Knüsel: ...das ist ja normal, dass ein Künstler ins Ausland muss für ein paar Jahre, das hat noch nichts mit der Tragödie von Zug zu tun. Schwierig wirds erst, wenn Du zurückkommst und dann merkst, es war nicht so geschickt, zurückzukommen ...

Zimmermann: Das ist so individuell. Es gibt Künstler, die in einem Seitental im Tessin leben. Ich hingegen bin jetzt hier, ich versuche hier eine Art Infrastruktur zu bauen. Deshalb bin ich nicht derjenige, der unbedingt ein Festival kreieren möchte in Zug, ich würde eher mal den Boden ebenen für kreatives Schaffen auf verschiedensten Gebieten. Also: wenn Gebäude frei werden, z. B. das Kantonsspital, dann würde mich interessieren, ob man dort etwas Gescheites machen könnte.

Kleeb: Ich habe gerade gelesen: Zuerst kommt die Entscheidung, wo man arbeitet, nachher erst, was man arbeitet. Wenn ich hier in Zug lebe, dann habe ich hier eine Aufgabe, wie immer die aussehen mag. Ich sehe da Aufgaben im Hiersein. Ich kann mich einfach nicht verzetteln, muss mich konzentrieren.

Bachmann: Eigentlich müsste man alles Geld, das man für Kultur ausgibt, nehmen und in Zürich in ein Haus investieren, das man dort kauft; man würde dieses wunderbar ausbauen, einen viertelstündlichen Shuttle Zug–Zürich einrichten; und alles, was in Zug jetzt stattfindet, dort durchführen, man hat viel mehr Interessierte dort. Und diese Stadt würde man zur Vor-



stadt machen (was sie eigentlich auch ist), man könnte sich in Zürich profilieren, müsste sich nicht den Vorwurf machen, man gebe das Geld für uns aus.

Erni: Wieso wandern die Leute einfach ab? Die Leute in Zug sind sich nicht bewusst, dass es so ist. Etwas läuft falsch. Sind die zu wenig informiert, was läuft, zu wenig aufgeklärt, wurde zu wenig Vorarbeit geleistet?

Zimmermann: Wir haben generell eine Übersättigung im Angebot, für mich läuft zu viel. Ich sehe das auf meinem Gebiet, der Kleinkunst: Es gibt immer mehr KünstlerInnen, die Grenzen sind offen; nach 1989 kamen sie vom Osten herein. Die meisten darben, können kaum leben von ihrer Arbeit.

Eigene oder eingekaufte Kultur? Kann und soll die Kultur dazu dienen, sich als eigenständiger Standort zu profilieren?

Knüsel: Es ist nicht eine Frage des Angebots. Es herrscht kein Klima, das die Produktion hier stimuliert. Es ist so, dass ihr viele Veranstaltungen habt, bei denen man von Zürich aus denkt: Wow, das findet in Zug ja auch statt! Aber es bleibt einfach an der Oberfläche. Es kommt und geht, lässt nicht viel zurück, allenfalls ein wenig Begeisterung. Wenn wir von Visionen reden, dann ist da eine Absicht dahinter: Wie könnte Zug von sich reden machen?

Scherer: Ja. Was könnten sie sich zuliebe tun mit dem Geld, das sie haben? Man redet von der Lorzenstadt, das ist schon mehr als eine Vision. Ich könnte mir vorstellen, dass man dort draussen ein Stück Land reserviert – sonst ist das schnell einmal zugewuchert: für ein Kulturzentrum,

Urs «Fozzi» Bachmann, Jahrgang 1966, Visueller Gestalter HFG, Mitglied Probe- und Kulturraumgenossenschaft PROK in Zug, in Zug aufgewachsen, wohnt in Zürich, arbeitet in Zug.

Hubert Erni, Jahrgang 1954, führt seit 1982 das Restaurant Rathauskeller, wohnt in Zug.

für was immer. Es muss kein Opernhaus sein wie in der Belle Epoque.

Kleeb: Ein Kulturzentrum muss man auch füllen können. Das Wohnen ist einfach zu teuer hier; ein Atelier, wer kann sich das leisten? Das hat wohl Priorität: Es müssen Arbeitsräume und Wohnungen geschaffen werden und Freiräume.

Knüsel: Gehts jetzt darum, dass sich Zug ein anderes Klima schafft, oder darum, dass Zug in Sachen Standortmarketing Zeichen setzt und dass man etwas hinstellt? Das Letztere kanns wohl nicht sein, dafür ist Zug zu nahe bei Luzern und Zürich. Mit dem Schicksal, dass es bis dort hin nur 20 Minuten sind, müsst ihr euch abfinden. Ich glaube nicht, dass es Sinn macht, alle 30 Kilometer einen 500-Millionen-Bau hinzustellen, nur um zu beweisen: wir können es auch. Dann hat man eine Hülle, das ist architektonisch interessant, es ändert aber nichts daran, dass es die Künstler hier nicht aushalten.

Bachmann: (ironisch) Eigentlich müssten wir Kulturschaffenden froh sein, dass die Stadt wächst, dass der Kanton 200 000 Einwohner haben wird. Quantitative Grösse ist die Voraussetzung, dass gewisse Dinge überhaupt Platz haben. Vielleicht müssten wir froh sein, dass sich Zug wie ein Krebsgeschwür ausbreitet. Nein, im Ernst: Es gibt Kleinstädte wie Winterthur und Solothurn, wo es anders funktioniert. Ich weiss nicht, was dort anders läuft. Diese Städte haben wohl eine andere kulturelle Tradition. **Scherer:** Wenn die Säuliamt-Autobahn und der Zürichbergtunnel fertig sind, bist du in

Hildegard Kleeb, Jahrgang 1957, Pianistin, Musikschullehrerin, lebt in Zug.

Pius Knüsel, Jahrgang 1957, seit 1. 7. 2002 Direktor der Kulturstiftung Pro Helvetia, in Cham aufgewachsen, seit langem in Zürich wohnhaft.

11 Minuten in Zürich; wir sind schneller dort als von der Bronx nach Manhattan. Man rechnet mit dem Ansteigen der Bodenpreise selbst in Steinerberg. Zug wird die Vorstadt von Zürich.

Zimmermann: Das Konzept einer Kulturförderung wäre ganz unspektakulär, es ginge um eine koordinierte Förderung auf allen Ebenen. Das muss man politisch verkaufen, wir haben eine SVP, die überall den Riegel schiebt. Wie verkauft man das, damit die Leute begreifen, dass das die Lebensqualität der Stadt fördern würde?

Knüsel: Die SVP wird sagen: Was ist denn das Problem? Es geht doch heute wunderbar. Dass der Osy nicht übermässig zuhause ist in Zug, beisst uns nicht weiter. Andere fühlen sich auch nicht zuhause. Es ist ja freiwillig, da zu wohnen.

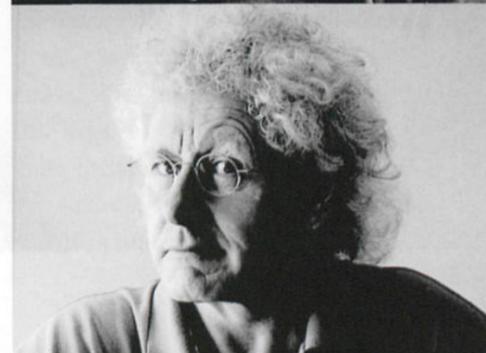
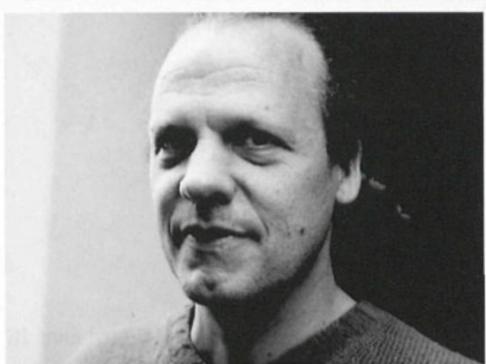
Erni: Vereinskultur hast du überall, auch in Zürich; der Zusammenschluss unter bestimmten Interessen ist eine Selbstverständlichkeit. Ich glaube auch nicht, dass es in Zug einen Verein gibt, der abends grundsätzlich der Langeweile frönt. Warum passiert in Zug kulturell nichts, von Veranstaltungen im Casino, im Burgbachkeller, in der Spinnihalle abgesehen? Könnte man mehr machen, mehr vom Anderen, meinetwegen ein Tonkünstlerfest? Gibt es andere, die sich auch mit diesem Phänomen beschäftigen?

Hürlimann: Es gibt die lose Gruppe, die seit 15 Jahren diese Fragen diskutiert in den Burgbach-Gesprächen, daraus ist ja die IG Kultur entstanden, ein Zusammen-

Osy Zimmermann, Jahrgang 1946, Cabriétist, in Zug aufgewachsen, heute wieder in Zug wohnhaft.

Protokoll:
Adrian Hürlimann

Moderator:
Heiri Scherer



Urs Bachmann: «Es gibt keine Visionen,
nur die Knochenarbeit.»

schluss aller Kulturveranstalter: Die IG schuf den Kulturkalender, der ein breites Publikum ansprechen will und vermeiden helfen soll, dass alle Anlässe am selben Abend stattfinden. Das zweite Ziel der IG Kultur war, ein Zentrum zu schaffen, wo Vertreter verschiedener Sparten vor Ort etwas entwickeln – kein blosser Abspieletort für Gemachtes.

Knüsel: Eine Art Technopark für Kultur...

Hürlimann: Genau. Das ist nun die Spinnihalle: neutral, gross, supermodern. Jetzt kanns dort losgehen. Vorderhand wird die Halle, wie das KKL, scheinbar wahllos gefüllt, um die Ausnützung zu garantieren.

Bachmann: Sie haben die Halle bald einmal ausgebucht für Projekte, die dort entwickelt und produziert werden.

Hürlimann: Im Kloster Maria Opferung bietet sich bald eine neue Option für Kulturraum mit Werkstattcharakter.

Zimmermann: Oder im Kantonsspital.

Knüsel: Vielleicht kommt Zug im vierten Jahrtausend auch noch zu seiner Kulturfabrik. Schafft man eine Hülle, mit der man wie mit einem Lasso die Künstler einfängt und sagt, hier habt ihre eure Gefässe? Ich bin zwar im langweiligen Zug, aber hier habe ich gratis ein Atelier und Stipendien...

Bachmann: Lange Zeit sagte man: Die Hüllen fehlen. In den letzten zehn Jahren ist viel passiert. Die Hüllen sind mittlerweile da. Die kleinen Nischen fehlen vielleicht.

Knüsel: Ich resümiere: Es ist kein Problem da. Nur dies: Zug wirkt nicht nach aussen.

Wenns darum geht, dass Zug nach aussen wirken soll, dann gibts zwei Lösungen: Entweder ihr stellt einen entsprechenden Bau hin, wie die Luzerner ihn haben, oder ihr macht etwas, das die Leute aus anderen Gründen anlockt. Es hängt letztlich von Menschen ab, zuletzt sinds immer Einzelne, die mit Ausdauer über Jahre etwas in Szene setzen.

Bachmann: Es gibt keine Visionen, nur die Knochenarbeit. Dies ist die Vision, dass kleine Dinge sich entwickeln können. Den Superturm kann man nicht bauen.

Zimmermann: Man hat sich im Casino nie autonom definiert, immer nur zwischen Luzern und Zürich. August P. Villiger ist immer für Alternativen, er wäre auch bereit, Koproduktionen einzugehen. Aber grundsätzlich verändert er nichts. Er ist voll in der Tradition. Es bräuchte jemanden, der das radikal in Frage stellt, der Bereitschaft signalisiert, man will etwas anderes, man will den Acker umpflügen, eine halbe Revolution machen!

Scherer: So einen Ausbruch wagen, wie ihn das Kunsthaus unternommen hat.

Knüsel: Dieses Casino ist das grosse Haus, ist ein Tabu, es hat Köpfe, es ist politisiert, es hat Geld, das Establishment ist drin...

Erni: Aus dem Restaurant im Casino, an solch einer Lage, mit einer solchen Fülle von Möglichkeiten – was man daraus alles machen könnte: Jazz-Brunch, Picknick in der Seeliken, eine Jugendbar, ein toller Mix von coolen Sachen. Die Jugend muss man unbedingt ins Casino zurückholen.

Knüsel: Ich war auch schon mit der Bank

als Veranstalter dort. Es ist alles ein wenig vakuumverpackt: Man bringt Mummenschanz nach Zug, hat zweimal voll, oder Phil Glass immer wieder. Schöne Abende. Das macht Zug aber nicht besser oder schöner.

Zimmermann: Der Burgbachkeller ist eine Sackgasse, das geht so nicht weiter.

Erni: Auch dort könnte man etwas bewegen, vielleicht sollte mal ein Anderer leiten. Es braucht einfach einen Wechsel...

Knüsel: Das scheint mir ein Grundgesetz zu sein: Alle, die leitende Aufgaben haben, auch in der Kulturförderung, sollten nur begrenzte Zeit eingesetzt werden; also Amtszeitbeschränkung. Kann ja sein, dass sie ihren Job gut machen – dennoch, als Einzelner kannst du nicht mithalten mit dem, was passiert. Das gilt für den Burgbachkeller, das Casino wie für die Rote Fabrik.

Zimmermann: Auch als Künstler muss ich mich immer neu definieren.

Bachmann: Was würde sich mit einem neuen Intendanten ändern im Casino?

Erni: Das Angebot. Mehr Lokales könnte den Zugang erhalten. Wo ich für Zug eine Chance sähe, wäre mit Tanz etwas zu machen, der in der Region nicht übervertreten ist. Das Casino wäre geeignet, mehr noch als die Spinnihalle. Für die Oper gehe ich nach Zürich oder nach Luzern, damit müssen wir in Zug nicht kommen.

Knüsel: Jetzt kommen wir einer Vision auf die Spur. Das Bestreben, sich weltstädtisch verhalten zu wollen, z. B. mit einem Casino, ist eine Sackgasse – da sind Zürich und

Luzern immer voraus. Zug muss sich unterscheiden. Dazu braucht es Leute, die diesen Spirit schon voraus haben in der künstlerischen Produktion.

Zimmermann: Einkaufen ist noch keine Leistung. So ein Konzept muss selbstbewusst verkauft werden.

Knüsel: Es müsste ein Kulturbüro geben, eine Zuger Kulturagentur, die im Casino sitzt.

Zimmermann: Wenn so ein Konzept eine nationale, internationale Ausstrahlung hat, dann hat man auch die Wirtschaft hinter sich. *Scherer:* Ich habe früher in der Herti gewohnt. Da haben wir im «Brandenberg» Veranstaltungen gemacht, mit grossem Erfolg. Man kann Kultur auch in die Quartiere hinaus tragen, zu den Leuten.

Bachmann: Es bräuchte ein Grüppchen, das aus Leuten besteht, die nichts zu fürchten haben.

Erni: Zug ist klein, jeder kennt jeden, keiner will der Böölimann sein vor dem ganzen Gremium. Deshalb haben alle Angst.

Zimmermann: Die Idee muss einfach und klar sein.

Knüsel: Das Casino umschichten ist eins, Gusti durch Seppi Müller ersetzen, aber es müsste weiter gehen.

Hürlimann: Wenn man von Konzept spricht, von der Stadt, dann muss man daran erinnern, dass das alles schon einmal gemacht worden ist: Marc Höchli hat den Ist-Zustand aufgearbeitet, es gibt ein Kulturkonzept, eine Kulturkommission und eine Leiterin.

Knüsel: Ist das Leitbild so formuliert, dass

es auch handlungsbestimmend sein kann? *Scherer:* Es will niemand anecken. Wir haben das Projekt einer CD als Tondokument machen wollen nach dem 27. September. Kanton und Stadt wollten nichts geben, sich nicht die Finger verbrennen. Dank einzelnen Institutionen und Privaten kam sie dennoch zustande.

Kleeb: Die Schlüsselfrage ist das teure Leben hier. Ich kenne Leute, die deswegen nach La Chaux-de-Fonds ausgewandert sind. Das beeinflusst das ganze Klima.

Hürlimann: Alexander Pereira vom Opernhaus Zürich war da und wunderte sich, dass es in Zug kein festes Ensemble gibt. Es würde natürlich etwas kosten. Das wäre für mich auch eine Vision: jemanden beheimaten.

Knüsel: Diese Stadt ist doch reich genug.

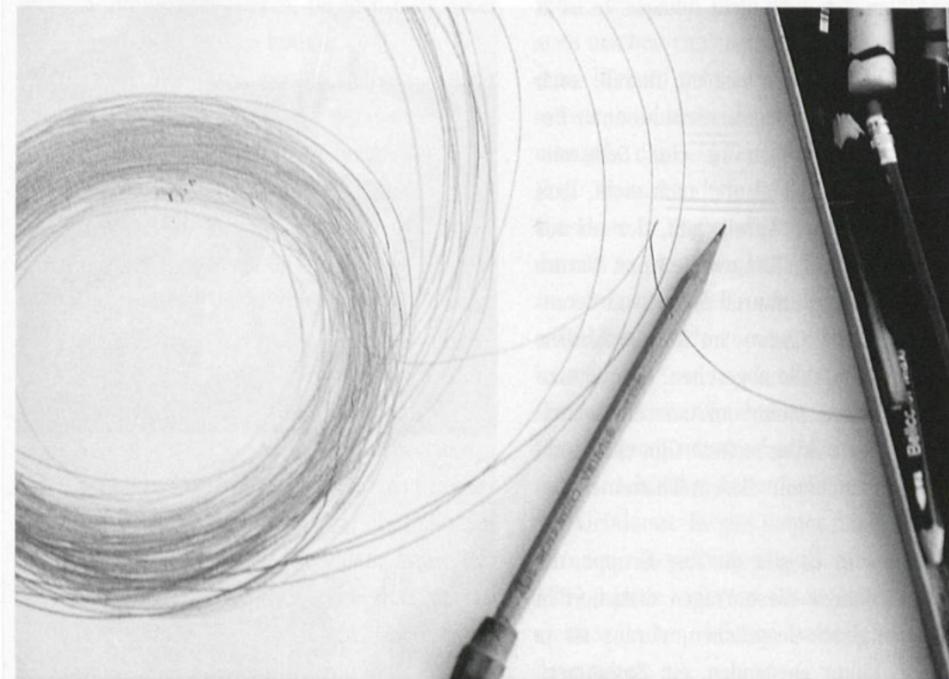
Hürlimann: Du hast gesagt, dass du nicht an ein Festival glaubst, weil das keine nachhaltige Wirkung zeitige.

Zimmermann: Ich weiss nicht, inwiefern Altdorf von den Alpentönen profitiert. Die Beizen schon – aber die Literaten?

Knüsel: Stimmt, ich glaube nicht, dass es für diese Leute entscheidend ist. Das ist entstanden aus einer Runde wie die unsere: Gibt es eine Vision für Altdorf? Das Festival ist eine Marketing-Idee, geschickt gemacht.

Hürlimann: Und die kulturelle Bedeutung so einer Sache?

Knüsel: Die Themenwahl war geschickt. Das Regionale spielt wieder eine grosse Rolle; nachdem die Welt so klein geworden ist, entdeckt man, dass es daheim am schönsten ist.



Zum Kulturleben in Zug: Die Hüllen sind da, nur fehlen die Inhalte.

Hubert Erni: «Zug ist klein, jeder kennt jeden,
keiner will der Böölimann sein. Deshalb haben alle Angst.»

Pius Knüsel: «Statt immer nur ab der Stange selber eine Stange einschlagen.»

In Cham gab es in den 1950er-Jahren Operetten auf dem Wasser. Was haben Operetten mit Cham zu tun? Die Idee war, mit dem See, dem Wasser etwas zu machen. Was könnte man aus dem Zuger Sonnenuntergang alles machen!

Das sind vielleicht banale Ressourcen, aber das hat niemand sonst. Es brauchte zwei Massnahmen: einmal das Casino als Flaggschiff positionieren, als grosses Schaufenster: statt immer nur ab der Stange mal selber eine Stange einschlagen. Zum andern langfristigen Initiativen zum Überleben verhelfen.

Wenn das Wohnproblem so gravierend ist, wieso stellt die Stadt nicht einige Wohnungen zur Verfügung? Kann eine blühende Kulturszene, die Impulse gibt, überhaupt entstehen in einer Umgebung, wo eine Minderheit sich hier zuhause fühlt und die anderen nur zufällig hier wohnen? Es handelt sich ja um Zürcher und Luzerner, die in Zug weniger Steuern zahlen.

Zweiter Teil, 15. Juni

Scherer: Ein relevanter Ansatz ist das Reden vom neuen Grossraum Zug, ich meine die Lorzenstadt. Wenn das keinen kulturellen Eckpunkt erhält, dann gibt das eine riesige Steinwüste, ohne jedes...

Hürlimann: ...Zentrum? Dieses kulturelle Zentrum ist heute auch nicht mehr die Stadt Zug. Grosse Teile im Ennetseegebiet sind nach Luzern oder ins Fernsehen hinein orientiert, sie sind auf gewisse Einkaufszentren oder Sportplätze fixiert...

Scherer: ...und mit der Autobahn werden

wir ohnehin immer mehr zur Agglomeration von Zürich.

Knüsel: Die Frage ist, ob ihr nicht längst Agglomeration von Zürich seid?

Kleeb: Und von wem ist Zürich die Agglomeration? Das scheint mir gar kein grosser Unterschied, ob wir in Zug oder in Zürich sind. Ich machte seit dem letzten Gespräch die Erfahrung, dass viel Bereitschaft vorhanden ist: Ich traf viele Leute, die bereit sind für Visionen, bereit für Solidarität. Ich glaube, jetzt ist der Moment da, da in Zug etwas möglich ist. Ich treffe laufend Leute, die etwas unternehmen wollen. Das ist ein Vorteil der Kleinheit, man trifft sich oft, Leute aus den verschiedensten Sparten. Man ist nicht nur ein Klüngel der Neuen Musik...

Zimmermann: Mir geht es ähnlich. Wir müssen es einfach machen; planen kann ich nicht gross, aber machen, etwas umsetzen, woran die Leute sich freuen können. Dann können auch Leute, die keine Ahnung haben, daran teilhaben. Man könnte die Burg ausräumen und das Sammelgut ins Zeughaus überführen, den Burgbäckerei schliessen, die Burg mit Restaurationsbetrieb – ein guter Beizer, mit Kulturverständnis – für kulturelle Aktivitäten benützen. Es ist ein wenig geschützt dort drin, für die noch zarten Pflänzchen...

Knüsel: Dann könntest du mal zumachen, wenn einige drin sind, dann hättest du einmal ein paar, die nicht mehr weg können, die sieben Fans der Modernen Musik...

Ich weiss nicht, ob das bereits eine Vision ist. Ich verstehe darunter etwas, das weiter

geht. Gibt es Visionen, welche die Künstler hier haben? Oder reden wir über Visionen in einer gesellschaftlichen Dimension, planerische Visionen also. Wollen wir einen Klotz hinstellen, oder reicht es, wenn wir es klein in der Burg machen, in der Hoffnung, dass dies etwas bewegen wird? Kommt ihr aus einem Gefühl der Unzufriedenheit heraus zusammen?

Scherer: Ich träume davon, dort draussen wirklich ein Zentrum zu machen, das eine Ausstrahlung hat. Ein Glashaus, wie ein Wintergarten, aber riesig, ein Grand Palais, aber ohne Palmen, das baut man über alte Obstbäume hinweg, mit tollen Galerien ringsum, Läden, Beiz. Ich weiss nicht, wie das aussehen würde, aber irgend etwas müsste dort passieren.

Kleeb: Ich würde die Chriesibäume lassen, wie sie sind, und dem Bauern beim Chriesen helfen.

Zimmermann: Das kostet auch wieder, denn das muss ja auch bewirtschaftet werden; ich kann diesen Ast so nicht verfolgen.

Knüsel: Wens in der Schweiz darum geht: Wohin gehen wir? Dann kommt man immer auf Baulösungen. Hat es zu viele Alte, bauen sie ein Altersheim, hat es zu viele Autos, bauen sie Strassen, wenn diese verstopft sind, Eisenbahnen – es geht nie um ein Hinterfragen dessen, wie wir uns verhalten. Haben wir ein kulturelles Defizit, bauen wir also ein Kulturzentrum. Dann ist da diese Hülle, es gibt ein supergeiles Programm, vier Stufen höher als das, was im Casino zurzeit läuft, und ein halbes

Jahr später sitzen wir wieder da am Tisch und merken, es ist eigentlich nichts passiert – ausser, dass der Steuersatz gestiegen ist...

Zimmermann: Das ist für mich der falsche Weg, zuerst eine Hülle zu bauen und nachher zu füllen. Erst muss die Substanz da sein. Kultur muss entwickelt werden, und die Leute müssen das spüren und wollen. Erst dann kann man sich fragen, ob allenfalls etwas gebaut werden muss. Das ist, als ob man ein Büro einrichten würde: Visitenkärtchen, Computer, alles bereit, aber keine Kundschaft in Sicht.

Knüsel: Das soll nicht ausschliessen, dass man in der Lorzenebene ein paar Brachen vorsieht. Aber das ist ohnehin eine Frage von geschickter Planung, dass Entwicklungen möglich gemacht werden und nicht von Anfang an verhindert. Die Vision müsste ja nicht darin bestehen, dort draussen drei Wiesen zu haben, sondern eine Stadt, in der 15 Prozent der Fläche grün ist, weil dies eine andere Lebensqualität hat: eine Stadt, die extrem verdichtet ist und dafür stellenweise Wildnis erhält.

Hürlimann: Ich frage mich, ob man Visionen formulieren kann, wenn man nicht zuvor eine Analyse des Ist-Zustandes macht. Meine Vision: Zuerst kommt der Blick für die Landschaft, dann das Bauen.

Scherer: Ich frage mich immer nach den Vorstellungen des Normalpublikums. Hat dieses überhaupt ein Bedürfnis an Kultur?

Knüsel: Vielleicht hätten die gern ein FIFA-taugliches Fussballstadion in der Herti

draussen! Wenn es wirklich ein Unbehagen gibt, das uns hier zusammensitzen lässt, dann wäre die erste Ebene ja so etwas wie ein Stimulationsprozess. Ich habe mir überlegt, was in Zürich passiert ist. Die Blüte, die heute da ist – das ist in Basel aber genau so – hat damit zu tun, dass man viele Regelungen abgeschafft hat und den Raum aufgetan hat. Dann fängt es von alleine zu leben an.

Scherer: Die Badeanstalten öffnen, zum Beispiel.

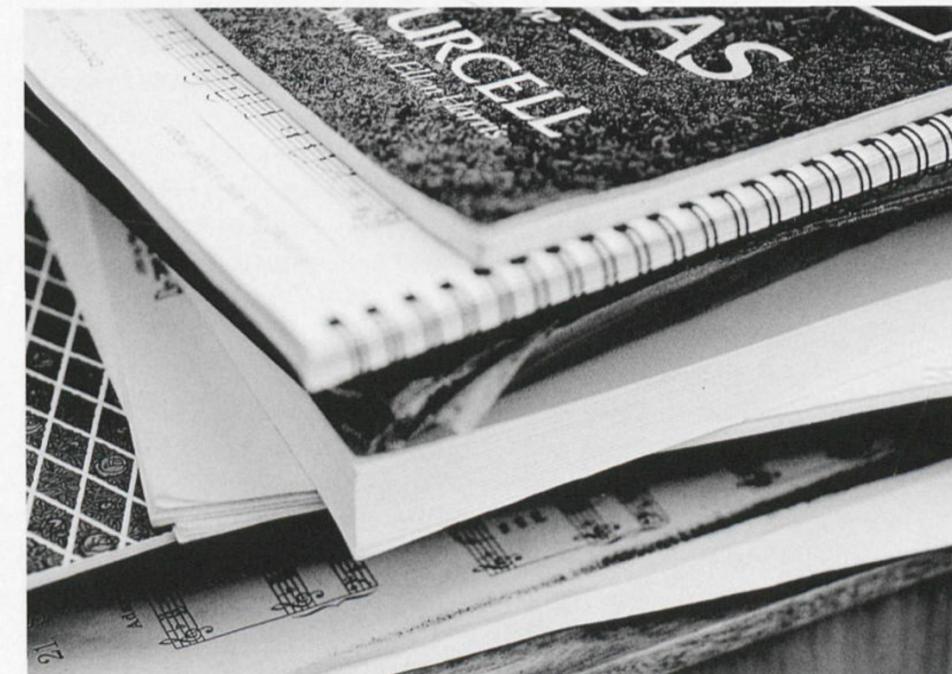
Knüsel: Extrem wichtig. Am Letten, die absolute Hip-Badi zurzeit in Zürich, da waren gestern Abend sicher 5000 Leute.

Zimmermann: Vielleicht müsste man umgekehrt denken: mehr Ruhe. Dass man in der Lorzenebene den Nouvel-Rostkubus

aus Murten hinstellen würde, ein Mausoleum, oder eine Multikulti-religiöse Begegnungsstätte...

Hürlimann: Oder man könnte den Freiraum so auslegen, dass er für Störaktionen offen wäre. Wie an der Expo.02 die mobile Arteplage du Jura macht, dort gibt es ja ständig Reibereien mit der Polizei.

Kleeb: Vor zwei Wochen machten Jugendliche eine unerlaubte Kundgebung mit Musik am See, unterhalb der Rössliwiese. Die Polizei kam, griff dann aber nicht ein, weil sich alle Jugendlichen mit dem DJ solidarisch zeigten. Es ist schon im Tun, dass ein Dialog mit den Jugendlichen stattfinden muss. Es geht um Freiräume, wo es Bedingungen und Möglichkeiten gibt, in denen etwas entstehen kann, das weit herum



Das Ziel wären nicht drei neue Orte für die Kultur, sondern Kultur überall.

Heiri Scherer: «Ich träume davon, in der Lorzenebene wirklich ein Zentrum zu machen.»

strahlen kann. Es geht nicht um Imagepflege, sondern um diese Bedingungen. Aber da sind schlussendlich wir selber gefordert. Wenn man etwas schafft, wird man in der Arbeit zum Zentrum der Welt, man ist nicht gebunden an einen geografischen Ort. Man reflektiert die Welt, in der man drin ist, und geht hinaus.

Hürlimann: Wohin kann man ausstrahlen, wohin hinausgehen?

Kleeb: Indem wir etwas unternehmen. Das «Kunsthhaus mobil» hatte eine grosse Ausstrahlung, es brachte Leute zusammen, die sich nicht gekannt haben. Das strahlte über Zug hinaus.

Zimmermann: Ich leide nicht extrem darunter, dass in Zug nicht so viel läuft. Es gibt Momente, wo ich abends gern irgendwo hingehen würde und finde nichts. Im Sommer habe ich mehr Möglichkeiten: Badeanstalten etwa, die Seeliken ist ein soziokultureller Treffpunkt.

Hürlimann: Die Seeliken im Sommer, zur Sonnenuntergangszeit, ist ein Stück funktionierender Öffentlichkeit. Das ist aber am Abserbeln heute – vor allem in der Agglomeration. Ich sehe die Öffentlichkeit als Pendant zum Blick, zum Bewusstsein für die Landschaft, für die Totale, das Gesamtbild, das man Heimat nennen könnte. So gibt es auch eine geistige Heimat.

Bachmann: Wie kann man das, was jetzt schon passiert, verstärken, wie kann man spannenden Ansätzen mehr Raum geben, die Bedingungen für sie vereinfachen? Was würde euch das Arbeiten erleichtern – oder so erschweren, dass es produktiver

würde? Wenn das Klima gegenüber gewissen Aktionen liberaler ist – passiert es dann automatisch? Stimmt das auch? Über solche Fragen würde ich gern nachdenken.

Knüsel: Ich glaube nicht, dass es automatisch passiert. Aber du kannst die Voraussetzungen schaffen und wenn es dann nicht passiert, dann kannst du sagen, es fehlt an den Köpfen hier. Entweder sie sind da oder nicht da. Aber sie kommen vielleicht eher her oder bleiben, wenn sie günstige Bedingungen zum Arbeiten vorfinden: irgendeine Aktion, eine Idee, ein Festival. In der Wirtschaft macht man das ja schon lange: Man baut Technoparks, um innovative Köpfe heranzuziehen. Die Idee eines Kulturparks finde ich etwas überrissen. Du kannst ja versuchen, die ganze Gegend als Kulturpark anzusehen und dann Voraussetzungen schaffen, um gute Leute hier zu behalten. Damit wäre für mich schon ganz vieles da. Ich finde es läppisch, Strukturen zu bauen, für die es keine wirkliche Nachfrage gibt.

Scherer: Ich bringe trotzdem nochmals die Idee eines Kulturparks! Wenn es ein Halten gäbe für Dinge, die in der Region gedeihen wie die Blehmuzik, die Musikschule ...

Knüsel: ...aber in Zürich spricht niemand von Zug!

Scherer: Das macht nichts. Es ärgert mich mehr, dass die Zuger nicht von Baar reden, die Baarer nicht von Zug, die Steinhauser gibts gar nicht, die Chamer werkeln auch etwas vor sich hin...

Kleeb: Wenn man von Geld redet, dann spricht man schon von Zug...

Scherer: Schau mal, zu Zeiten der Luzerner

Musikfestwochen, wer da alles am Bahnhof steht um 17 Uhr, fein verkleidet, das sind nicht nur drei...

Hürlimann: Wenn Du schon davon sprichst: Jonathan Nott, der das lokale Orchester in Luzern aufgebaut hat, muss jetzt gehen. Und «unser» Mario Venzago geht jetzt von Basel nach Indianapolis, den bekommen wir auch nicht zurück.

Scherer: Was heisst das jetzt? Dass wir unsere Orchester zu wenig unterstützen?

Hürlimann: Dass man zu stark auf das Importierte setzt, auch jene Zuger, die ins KKL pilgern, die besuchen dort nicht das Regionale, das regional Verankerte.

Knüsel: Das haben sie doch das ganze Jahr über.

Hürlimann: Das ist doch schade, dass ein guter Dirigent gehen will, weil er zu wenig Unterstützung hatte. Wir gehören auch zu dieser Region, zur Umgebung von Luzern.

Knüsel: Es ist wie im Sport: Vielleicht erträgt es nur eine gute Mannschaft in so einem kleinen Land wie der Schweiz.

Hürlimann: Was mit Barbara Mundel jetzt passiert ist, finde ich eine Katastrophe. Zug müsste aufhören, Tourneetheater einzuladen, sondern die Zuger müssten mit dem Bus allabendlich nach Luzern gefahren werden, um dieses Theater zu unterstützen. Ein überregionales Vorgehen!

Knüsel: Das finde ich einen spannenden Ansatz. Wir müssen nicht im Umkreis von zehn Kilometern auch noch versuchen, weltstädtische Ambitionen zu realisieren. Zwanzig Kilometer sind heute kein Thema mehr. Die ganze Innerschweiz wird oh-

Osy Zimmermann: «Wo wäre ein multidisziplinäres Haus am gescheitesten zu realisieren?»

nehin mehr und mehr zu einer Stadt. Das Dilemma von Mundel in Luzern oder Marthaler in Zürich ist: Es ist nicht eingebettet in ein grösseres Selbstverständnis von moderner Kunst- oder Kulturproduktion. Die Schwäche der Branche Theater wird nicht kompensiert durch die Stärke der Branche Musik, die unter demselben Dach zuhause wäre, sondern das Theater sackt in sich zusammen. Aber unser institutionelles Denken geht so: Wir geben den modernen Musikern ein Haus, den traditionellen Musikern eines, den Cinéasten eines, den Videokünstlern – das sind bereits Totgeburt.

Zimmermann: Wo wäre ein multidisziplinäres Haus am gescheitesten zu realisieren? In der Lorzenebene?

Knüsel: Das kann man nicht neu bauen, das muss aus vorhandenen Strukturen kommen. Die Burg ist mir zu fest mit Heimatschutz belastet, da darfst du keinen Nagel einschlagen. Das Kantonsspital scheint mir interessanter. Das kann man nicht einfach hinsetzen, es muss eine Szene da sein, die funktioniert.

Bachmann: Es muss nicht von Beginn weg räumlich zusammen sein.

Knüsel: Wenn das immerhin einmal eine Vision wäre, auf so etwas hinzuwirken...

Hürlimann: Muss man nicht auch vom Bestehenden ausgehen? Marthaler ist eine Weiterentwicklung des Theaters am Pfauen.

Kleeb: Ich erlebe Zug an einem Nullpunkt, das ist eine gute Voraussetzung, um etwas zu schaffen. Das hat auch mit dem 27. September zu tun, mit der Verarbeitung – gewisse

Leute kommen jetzt wieder zu Kräften.

Knüsel: Die einzige grosse Fläche in Zug ist eigentlich der See: ein riesengrosses, unbeschriebenes Blatt. Wenn man mal etwas machen wollte...

Scherer: Das muss ja nicht für die Ewigkeit sein. Ein Verein darf sich auch auflösen...

Knüsel: Ein weiteres Dilemma: Ein Betrieb mit Betriebsbudget kann nicht ein Jahr lang pausieren, dann ist die Subvention weg, dann muss man von vorn beginnen. In diesem Land gibts Denkmalschützer – sobald etwas mal eine gewisse Qualität erreicht hat, dann wird es versiegelt. In diesem Land müsste man 50 Prozent abreißen!

Hürlimann: Denkmalschutz ist sinnvoll. Bei der Vilette in Cham: da spielt doch heute noch ein Reflex, gegen die reichen Typen aus Zürich, die vor ihrem Feriensitz mit der eigenen Bahn vorzufahren pflegten. Cham setzte doch alles daran, die Villa zusammenfallen zu lassen. Oder der Park: entworfen von einem englischen Gartenarchitekten, das gefällt uns doch gar nicht, wir hätten lieber Blumenrabatten...

Knüsel: Wieso soll man das erhalten? Ob das ein Architekt ist von 1995 oder von 1881 – Hauptsache, es ist grün und ich kann dort spazieren.

Hürlimann: Aber es gibt doch einen Respekt vor dem Gewachsenen!

Knüsel: Wenn dieser Respekt zum Gesetz wird, dann kann man in diesem Land gar nichts mehr machen. Das ist gerade nicht meine Vision. Es geht um den Raum, nicht darum, wie denkmalwürdig er ist.

Hürlimann: Dein Gedanke war, dass mög-

lichst viel Bestehendes aufgelöst werden soll zu Gunsten von Neuem...

Knüsel: ...die Hälfte des Bestehenden, des Geschützten aufzulösen zu Gunsten von Neuem. Die Behinderungen in diesem Land werden immer grösser, überhaupt etwas zu entwickeln. Jedes Haus, das eine Verzierung aufweist, die selten ist, wird unter Schutz gestellt.

Hürlimann: Für mich ist Kultur fast nicht unterscheidbar von Öffentlichkeit. Öffentlichkeit ist heute am Absterben. Stimmabstimmungen, individualisierter Fernsehkonsum, Fremdenhass – das sind die Zerfallssymptome.

Knüsel: Die Leute sitzen heute ja viel mehr im Fernsehen drin, das ist doch ein Maximum an Öffentlichkeit. Wer dort drin sitzt, sitzt stellvertretend für dich drin – wie auf der Bühne. Die Bedrohung, die man in der Fernsehkultur gesehen hat, ist überhaupt nicht eingetreten. Man ist perplex, dass die Leute trotz dem vielen Fernsehschauen immer mehr ausgehen; die effektive soziale Aktion hat überhaupt nicht gelitten unter der Fernsehkultur.

(Hubert Erni erscheint mit dem Essen.)

Hildegard Kleeb: «Man reflektiert die Welt, in der man drin ist, und geht hinaus.»

... der ...

... der ...

... der ...

10TH STOCK

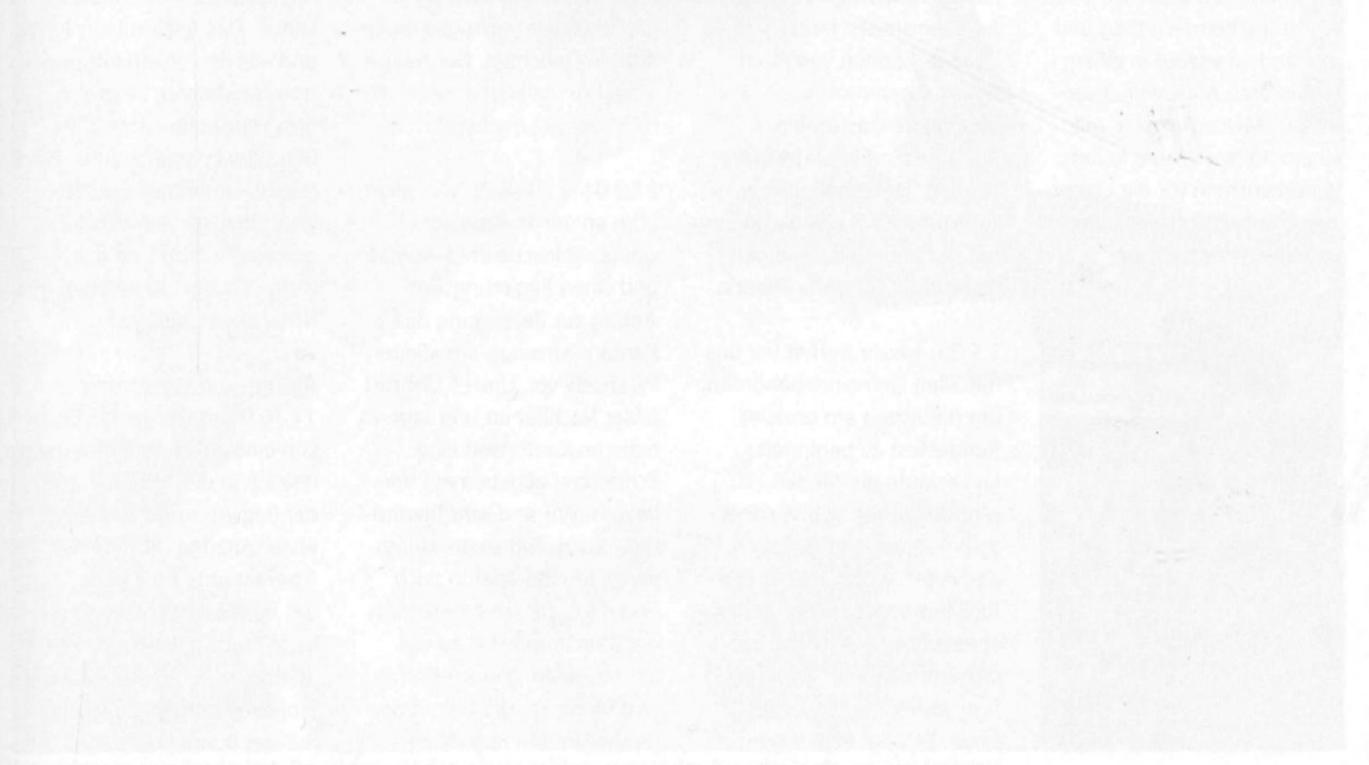


... der ...

... der ...

... der ...

BEMERKENSWERTES 2002



Der Kanton Zug feierte im Jahre 2002 650 Jahre Zugehörigkeit zum eidgenössischen Bund. Die Projektleiterin des Kantons, Edith Stocker, führte dazu ein Tagebuch, das hier auszugsweise wiedergegeben wird und anschaulich Einblick gibt in den hektischen Projekt- ablauf – und gleichzeitig die Feierlichkeiten festhält.

Der Start

4.6.01: Mein erster Arbeitstag! Ich bin gespannt, was mich erwartet, denn seit 1986 bin ich freiberuflich tätig und seit langem wieder in einem temporären Angestelltenverhältnis. Meine Aufgabe mit einem 30%-Pensum lautet: Verantwortung für die Umsetzung aller sieben Jubiläumsprojekte, Coaching der



bereits engagierten Projektleitenden, Finanzen, Öffentlichkeitsarbeit, Gesamtkoordination, Anlaufstelle für Hanspeter Uster.

Beginn der Umsetzungsarbeiten

5.7.01: Nach längerer Diskussion entscheidet der Kantonsrat, alle Jubiläumsprojekte zu verabschieden. Die beiden Hochsommer-Monate sind gekennzeichnet durch zahlreiche Sitzungen und Vorbereitungsarbeiten bei allen Projekten. Die Kantone Basel, Zürich und Schaffhausen haben inzwischen ihre Jubiläumsfeiern hinter sich, und wir können von ihren Erfahrungen profitieren: Die geschätzte Gästezahl von 200 muss stark aufgestockt werden. Dann geht es bei Aufführungen, wie das in Zug mit der Zuger Sinfonie geplant ist, nicht ohne Tribüne.

3.9.01: Heute treffen wir uns mit allen Gemeindebehörden, um die Arbeit am grossen Bundesfest zu beginnen. Im Verlaufe der letzten Monate haben sich Vereine, Institutionen und Gruppen gemeldet, welche unter dem Jubiläumsmotto «verBUNDen» ebenfalls eine Aktivität beisteuern möchten: Schwingfest, Jodlerfest, Konzerte, Filme. Es folgt eine intensive

Phase beim «Seitenwechsel»: Fünf Zuger Institutionen sind bereit, vor dem eigentlichen Projektstart «Muster-Seitenwechsel» zu entwickeln, damit wir bereits mit konkreten Beispielen auf die Zuger Firmen zugehen können.

Als «Pilot-Firma» können wir die Zuger Kantonalbank gewinnen, welche sich mit 12 Personen beteiligt.

Das Attentat

26.9.01: Ich vereinbare mit Hanspeter Uster eine ausführliche Sitzung, an welcher wir alle Projekte durchgehen, das Logo definitiv in Auftrag geben und viele wichtige Fragen erörtern möchten. Der riesige Stapel Akten liegt am Abend für diese Sitzung bereit.

27.9.01: Ich bereite in meinem Büro an der St.-Oswald-Gasse zahlreiche Briefentwürfe und einen Regierungsratsantrag zur Beteiligung des Kantonspersonals am «Seitenwechsel» vor. Um 11 Uhr ruft unser Nachbar an und sagt, es habe im Kantonsrat eine Schiesserei gegeben mit Verletzten. Wir sind sehr beunruhigt. Kurze Zeit später dringt via Radio und Telefon nach und nach das ganze Ausmass der Katastrophe bis zu uns. Ich zittere am ganzen Körper und fange an, geistig mit den mir bekannten Regierungs-



räten und KantonsrätInnen Kontakt aufzunehmen. Es beginnen die für mich schlimmsten Stunden bis zur Bekanntgabe der Namensliste mit den Verstorbenen. Ich versuche zu meditieren und konzentriere alle meine Gedanken und Kräfte in erster Linie auf Hanspeter Uster und auf die anderen KantonsrätInnen, die ich kenne. Das Telefon läuft heiss, und aus den ersten Informationsfragmenten zeigt sich, dass Hanspeter Uster unter den Schwerverletzten ist. Bald darauf vernehmen wir, dass unser Kollege Willi Wismer nicht mehr lebt. Und dass meine Kollegin Anne Ithen mit dem Leben ringt.

Absage und Verwirrung

11.10.01: Nach der Rückkehr von einem Auslandsaufenthalt lese ich in der Zeitung, dass der Regierungsrat an seiner ersten Sitzung nach dem Attentat entschieden hat, auf das Bundesfest zu verzichten. Viele Projektbeteiligte rufen an und wollen wissen, ob alle Projekte abgesagt sind oder nur das Bundesfest. Ich

sage allen das Gleiche: Ich habe noch nicht mit Hanspeter Uster reden können, und wenn ich die Medienmitteilung des Regierungsrates richtig interpretiere, dann ist nur das Fest vom 29. Juni abgesagt. An den Projekten arbeiten wir also auf Sparflamme weiter – immer so, dass alle Wendungen möglich sind:

ganz absagen, verschieben, normal realisieren – ein Balanceakt für mich. Ich kann mir momentan überhaupt nicht mehr vorstellen, unter diesen tragischen Umständen mit den Jubiläumsprojekten zu beginnen und in einigen Monaten auf dem Postplatz vor dem Regierungsgebäude ein Fest zu feiern.

22.10.01: Hanspeter Uster kehrt für wenige Stunden ins Büro zurück und muss sofort wieder ins Spital zu Nachbehandlungen. Wir können nur ein paar Minuten zwischen Tür und Angel über die Jubiläumsprojekte reden. Ich bekomme keine eindeutigen Signale, dass die anderen Projekte weitergehen. Meinen

Vorschlag, das Jubiläum um ein Jahr ins 2003 zu verschieben, diskutieren wir nicht weiter.

Verschiebung um ein Jahr?

5.11.01: Hanspeter Uster nimmt seine Arbeit teilzeitlich wieder auf. In der Zwischenzeit sind direkt und indirekt Stimmen an mich herangetragen worden, die ein Rück-



Impressionen vom Bundesfest: Der Höhepunkt des Jubiläumsjahres machte den Kern der Stadt Zug zum Festplatz.



kommen auf die Annullierung des Bundesfestes anregen. Offenbar gibt es auch Mitglieder des Kantonsrates, die auf den Entscheid zurückkommen möchten.

Am 7.11.01 liegt ein Schreiben der Parteipräsidenten-Konferenz auf unserem Tisch. Sie schlagen vor, auf das Bundesfest nicht zu verzichten, dieses aber zusammen mit dem Festakt in den Juni 2003 zu verschieben, die restlichen Projekte hingegen wie geplant im 2002 zu realisieren. So gehen wir noch einen Schritt weiter und wählen die Variante «Zug 651 Jahre eidgenössisch», denn der Vorschlag, nur das Fest zu verschieben, ist schwierig zu kommunizieren und keine klare Lösung. Hanspeter Uster beauftragt mich, alle Beteiligten und die Gemeinden zu informieren. Die Botschaft lautet: «Der Regierungsrat hat die Absicht, das gesamte Jubiläum zu verschieben und möchte hören, was die Beteiligten dazu sagen.» Die Meinungen sind sehr

gespalten, es zeichnet sich aber eine Mehrheit für die Verschiebung ab. Ich halte die ganze «Projekt-Maschinerie» an und erstelle zusammen mit allen Projektleitenden einen neuen Fahrplan.

20.11.01: Hanspeter Uster informiert mich, dass der Regierungsrat nach eingehender Diskussion über die Vor- und Nachteile einer Verschiebung zur Erkenntnis gekommen ist, dass genug Gründe für eine Beibehaltung des Durchführungsjahres 2002 sprechen. An der Annullierung des Bundesfestes wird

aber festgehalten. Wir vereinbaren, dass ich diesen Entscheid sofort allen Projektverantwortlichen mitteile, haben diese doch erneut die Jahresplanung komplett umzustellen.

4.12.01: Damit der Entscheid des Regierungsrates, das Bundesfest nicht durchzuführen, breiter abgestützt wird, soll der Kantonsrat über eine Reduktion des Jubiläumsbudgets um 75 000 Franken entscheiden. Hanspeter Uster geht es gesundheitlich nicht gut, er zieht sich erneut bis Neujahr aus allen Regierungsgeschäften zurück. Für mich heisst

das, die meisten Entscheide selber zu fällen und darauf zu vertrauen, dass sie richtig sind.

Das Bundesfest kommt doch
9.1.2002: Hanspeter Uster und ich erfahren an der Sitzung der Kommission des Kantonsrates, dass sich alle Mitglieder für die Durchführung des Festes aussprechen: Es wird zwar verstanden, dass der Regierungsrat das Fest absagen will. Die Bevölkerung und auch viele Kantonsrätinnen und -räte verstehen aber nicht, dass alle anderen Projekte durchgeführt werden und ausgerech-

net nach der überwältigenden Solidarität nach dem Attentat auf das Fest für die Bevölkerung verzichtet wird. Ich erhalte die Erlaubnis, ausnahmsweise gleich nach der Sitzung alle Gemeinden über diesen Vorentscheid zu informieren, damit diese ihre OKs wieder einsetzen können. Zudem wird mein Pensum vorübergehend auf 50 Stellenprozente erhöht, weil sich durch die kurzfristige Wiedereinsetzung des Festes ein viel grösserer Aufwand als geplant abzeichnet.

Wettlauf mit der Zeit

Alle Gemeinden und weitere zahlreiche Partner haben, um die gewaltige Zeitverzögerung nicht noch zu vergrössern, sofort wieder zu arbeiten begonnen. Ein paar wenige Gemeinden sind ungehalten über diese Entwicklung, aber die meisten fangen sofort mehr oder weniger motiviert mit der Planung wieder an. Im Februar stellen Projektleiter Michael Felber (Ausstellung im Museum in der Burg) und Hans Kennel (Zuger Sinfonie) ihre Projekte Hanspeter Uster vor. Insbesondere die Ausstellung in der Burg ist in die Realisierungsphase gekommen, und Hanspeter Uster hat das Konzept nicht verabschieden können, hört vielmehr zum ersten Mal, was genau geplant



ist. Auch von der Ausgestaltung der «Zuger Sinfonie» vernimmt er erstmals. Auch sonst ergeben sich Änderungen durch den hektischen Projektverlauf: Vor dem Attentat war geplant, dass das Zuger Kunsthaus seine Räume für die Dauer des Bundesfestes den Hünenbergern zur freien Gestaltung überlässt. Gleich-

zeitig wäre das Kunsthaus mit einer Ausstellung in die Gemeinde Hünenberg gegangen. Experimenteller Kulturaustausch erster Güte! Weil das Bundesfest bis im Januar als abgesagt gegolten hat, musste das Kunsthaus inzwischen anders disponieren. Es zeichnet sich aber eine Alternative ab: Das Zuger Kunst-

haus plant die Anschaffung eines mobilen Kunsthauses, eines Containers, mit dem Aussenausstellungen gemacht werden können.

26.2.02: 500 Zuger Firmen und Institutionen haben die Einladung erhalten, sich am Zuger «SeitenWechsel» zu beteiligen. Nach monatelanger Vorbereitungszeit und längerer Pause seit dem Attentat bin ich nun froh, das grosse Projekt endlich starten zu können.

Überstunden und Hektik
März/April sind zwei intensive Monate. Beim Festakt kommen am meisten Fragen auf wegen der Gästeliste. Wir suchen nach Lösungen.

7.3.02: Das Bundesfest nimmt Formen an. Wir treffen uns heute mit allen Gemeinden. Lange zu diskutieren gibt unsere Idee, Zugs Tore zu öffnen: Jede Gemeinde lädt zwei oder drei Kantone ein, welche auf dem jeweiligen Gemeindeplatz etwas darbieten. Schliesslich verwerfen die Gemeinden diese Idee, weil die Zeit für ein seriöses Einfädeln mit allen Kantonen zu knapp ist. Auch die Aktion mit dem Museum für Urgeschichte(n) nimmt nach langer Pause Formen an. Nachdem klar war, dass alle Projekte realisiert werden, hat





Museumsleiterin Irmgard Bauer mit der Kantonsarchäologie begonnen, die Aktion «2 x 650 Jahre zurück – Glasperlen in Baarer Gräbern» zu entwickeln.

April 02: Der ganze Monat ist geprägt von intensiven Detailvorbereitungen beim Festakt, beim Bundesfest und bei der Burgausstellung.

26.4.02: Hanspeter Uster informiert mich darüber, dass sein Arzt und Therapeut ihm dringend rät, sich nochmals für ein paar Wochen zurückzuziehen. Der Zeitpunkt im Hinblick auf zahlreiche anstehende Jubiläumstermine und das Näherrücken der Detailvorbereitungen insbesondere des Festaktes bringen mich in Schwierigkeiten. Wir vereinba-

ren, dass ich seine Beteiligung überall absage (Medienkonferenz Burg, Vernissage Burg, Kunsthaus Zug mobil, Schwingfest Menzingen).

Vernissage in der Burg

4.5.02: Heute ist stimmige Vernissage der Ausstellung «Ihr Zug bitte!» mit rund 300 Leuten. Kantonsratspräsident Christoph Straub richtet in Vertretung von Hanspeter Uster Grussworte des Kantons aus. Die Ausstellung stösst auf Anerkennung, wird als sinnlich und anregend empfunden.

6.5.02: Hanspeter Uster ist nach Mexiko abgereist. Er hat das Vorwort für das Jubiläumsbuch nicht mehr fertigstellen können. Die letzten Korrekturen gibt er mir telefonisch durch. Die Geschichte der

Entstehung dieses Vorworts ist typisch für vieles, was mit diesem Jubiläum zusammenhängt: Alles ist ungewöhnlich.

8.5.02: Unser erster «Pilot-SeitenWechsel» geht in der Psychiatrischen Klinik Oberwil erfolgreich über die Bühne. Die «SeitenWechslerin» ist die Finanzverantwortliche einer kleineren Zuger Chemiefirma. Ein Auswertungsgespräch zeigt auf, dass es keine Mängel in unserer Organisation gibt.

9.5.02: Endlich finden wir das Ei des Kolumbus: Wir machen ein Stehbuffet, was die Kapazität auf den Schiffen erhöht.

12.5.02: Schwingfest in Menzingen. Ich bin als Ehrengast eingeladen. Mein Mann Osy Zimmermann begleitet mich – es meinen viele, er sei der Ehrengast und muss überall sagen, dass er «nur» die Begleitung des Ehrengastes Edith Stocker sei... Es ist ein eindrücklicher Einblick in eine fremde Welt, fast ein kleiner «SeitenWechsel» für mich.

14.5.02: Heute bekomme ich ein Telefon von Simon Berz, dass er für seine Kinder-Schlagzeugband «Schepperkids», die bei der Sinfonie mitmacht, noch immer keinen Tiefader gefunden hat. Weil

wir schon Budgetüberschreitungen haben und meine Reserven bald aufgebraucht sind, fange ich an, stundenlang in der Verwaltung herumzutelefonieren, um ein passendes Gefährt zu finden. Schliesslich lande ich bei der Militär-Motorfahrer-Gesellschaft des Kantons Zug, wo man sofort bereit ist, mitzumachen. Es ist infolge der Abwesenheit von Hanspeter Uster immer noch offen, wie der eigentliche Festakt mit den drei Ansprachen genau aussieht. Was mich beschäftigt, ist die Untervertretung des Weiblichen an diesem Anlass. Schon in der Sinfonie gibt es weniger Frauen als Männer.

15.5.02: Dritte OK-Sitzung mit allen Gemeinden: Wer hätte das gedacht, dass ein derart grosses Fest mit drei OK-Sitzungen organisiert werden kann? Das geht nur in einem Klima des Vertrauens und der Grosszügigkeit. Grosszügig deshalb, weil das Projektmanagement in dieser Situation auch viel Improvisation nötig macht. Wir haben



eine riesige Traktandenliste abzarbeiten, wir sind 30 Personen (Polizei, Feuerwehr, ZVB, Zuger Zünfte, Rotary-Clubs, Pfadi sind ebenfalls dabei). Einzig die einheitliche Preisliste mit ein paar familienfreundlichen Angeboten löst grosse Diskussionen aus und erst kurz vor dem Fest finden wir eine für alle akzeptable Lösung.

16.5.02: An der Medienkonferenz geben wir bekannt, wie die Feste aussehen werden, nämlich ohne Pomp und Feuerwerk, eher klein, aber fein... Nach zahlreichen Zeitungsartikeln und Radiobeiträgen bekomme ich viele positive Reaktionen per Telefon und vor allem auf der Strasse.

Der Countdown läuft

1.6.02: Ich stöbere in der Bücherabteilung des Brockenhauses und treffe dort Hanspeter Uster mit seinen zwei

Buben Simon und David. Er ist am Vortag zurück gekommen und sieht gut erholt aus. Nach Mitternacht gehe ich für eine Stunde auf den Neustadtplatz, wo das «Kunsthaus Zug mobil» steht. Dort spielen unter der Leitung von Hildegard Kleeb 40 Pianistinnen und Pianisten die 840 Wiederholungen von Erik Saties «Vexations», es dauert von 21 Uhr bis am anderen Tag um 18 Uhr ohne Pause. Der ganze Platz ist in eine geheimnisvolle, meditative Stimmung gehüllt.



3.6.02: Hanspeter Uster ist nach fünf Wochen zum ersten Mal wieder im Büro. Ich habe ihm die paar wichtigsten Pendenz auf's Pult gelegt: Anruf bei Bundespräsident Kaspar Villiger und Stadtpräsident Christoph Luchsinger, um die Festakt-Reden abzusprechen.

8.6.02: Es ist Samstagabend, ich habe fünf Stunden Arbeit auf der Sicherheitsdirektion hinter mir und nehme nun am ökumenischen, szenischen Gottesdienst in der St.-Johannes-Kirche teil, welcher das

Leben von Bruder Klaus und Dorothea aufgreift und im Rahmen der 650-Jahr-Feierlichkeiten stattfindet.

9.6.02: Heute Sonntag bin ich an der Finissage von «Kunsthaus Zug mobil»: So wie es angefangen hat, hört es wieder auf: bewegend und wohltuend für Herz und Seele. Kunsthausdirektor Matthias Haldemann hat zusammen mit Projektleiterin Sandra Winiger auf eindrückliche Weise das Motto «verBUNDEN» umgesetzt.

Neue Ideen, neuer Aufwand
 10.6.02: Die Zuger Regierung war am Festakt in Glarus und anderntags am Innerschweizer Expo-Tag in Yverdon. Hanspeter Uster kommt mit einer ganzen Beige Zettel ins Büro, voll von Fragen und Ideen für unseren Festakt. Der Auftritt der Gruppe Geri Dillier/Max Huwyler hat Hanspeter Uster in Yverdon derart gefallen,



dass er diese sozusagen vom Fleck weg engagiert. Für mich heisst das: unzählige Telefonate mit Schiffahrtsgesellschaft, Kapitän und Kantonspolizei wegen des Sicherheitsdispositivs. Die geladenen Ehrengäste haben unsere Einladung erhalten. Aufgrund der Erfahrungen in Glarus ist ein Separat-Programm für die Chauffeure der Kantons- und Bundesregierungsmitglieder nötig. Wir reservieren in

einem Restaurant Plätze für ein Nachtessen.

18.6.02: Heute ist Vernissage des vom Kanton mit den Gemeinden unter der Leitung von Staatsarchivar Peter Hoppe herausgegebenen Jubiläumsbuches «Zug erkunden»: eine professionell vorbereitete Veranstaltung. Es ist kein Geschichtsbuch im üblichen Sinn geworden, die Anlage des Buches ist viel versprechend. Das «Schauplatz-mobil», das in alle Gemeinden gehen wird und die Geschichten im Buch der Bevölkerung sinnlich näher bringt, ist auf die Vernissage fertig geworden. Es ist ein fahrendes Chalet, fast wie eine Theaterkulisse.

20.6.02: Grosse Aufregung heute. Die Teile für die Tribüne werden mit einem grossen Sattelschlepper auf den Postplatz angeliefert. Die Staatskanzlei hört, dass die Tribüne an den Haupteingang des Regierungsgebäudes kommt. Wir haben vergessen, die Betroffenen vorher zu informieren, ein Lapsus der gröberen Art. Besuchende der Staatskanzlei müssen durch den Seiteneingang eintreten, das Sicherheitsdispositiv muss geändert werden. Die Vorbereitungen fürs Bundesfest sind in vollem



Gänge. Die Bühne steht bereits auf dem Postplatz. Es ist für mich ein eigenartiges Gefühl, nach einem Jahr Vorbereitung plötzlich etwas anfassen zu können.

22.6.02: Am Morgen helfe ich mit beim Einrichten des Glas-

perlenstandes der Aktion Museum für Urgeschichte(n) am Baarer Markt. Es herrscht grosses Interesse, vor allem natürlich, weil viele Glasperlen bei den Grabungen in Baar gefunden wurden. Felicitas Wick, die Glasperlen-Künstlerin, versteht es sehr gut, die

Herstellung zu zeigen und Neugier für die Hintergründe zu wecken.

Dann gehe ich mit etwas mulmigen Gefühl an die erste Probe der «Zuger Sinfonie» in der Spinnhalle in Baar. Ich treffe eine konzentriert arbeitende Gruppe Musikerinnen und Musiker an, über 100 Leute sind intensiv am Proben.

Dann treffen Hanspeter Uster und ich an der Einweihung des Birkenwäldli in Unterägeri und gleichzeitig zur Vertragsunterzeichnung Jodlerfest 2003 ein. Es ist ein urchiger Anlass mit viel Volksmusik. Ich muss nach dem Essen schon wieder gehen, denn der letzte Jubiläumsanlass an diesem Tag wartet auch noch auf einen Besuch, nämlich die Lesenacht in der Jubiläumsausstellung in der Burg.

Die Woche aller Wochen

Phase rot läuft: Das heisst, nur noch nach Hause zum Schlafen – wenn es überhaupt noch geht vor lauter Stress und Aufregung.

24.6.02: Ich besuche die Kinovorstellung von Erich Langjohrs «Morgarten findet statt» – eine Aufführung im Rahmen des Jubiläums. Zusammen mit Erich freue ich mich darüber, dass den bald 25 Jahre alten Film über hundert Personen ansehen.

24.–26.6.02: Ich rufe alle Festakt-Beteiligten nochmals an, um Aufgaben zu verteilen und zu kontrollieren, dass alles gemacht wird, was bestellt wurde. Es taucht ein neues Problem auf: Genau vor der Tribüne steht ein kleiner Baum, der den Blick auf die Bühne für rund 50 Personen einschränkt. Wenn wir den Baum fällen, müssen wir einen gleichen Baum wieder pflanzen, das kostet 7000 Franken. Wir entschliessen uns aus Budgetgründen, den Baum einzupacken.

27.6.02: Heute findet der offizielle Festakt statt. Ich habe das Gefühl, höchstens eine Stunde am Stück geschlafen zu haben... Am Morgen gehe ich persönlich überall vorbei, wo wir mit unseren Gästen sein werden. Alles verläuft ruhig und plan-



gemäss. Es ist 15.30 Uhr, die Gäste treffen langsam ein. Hanspeter Uster steht am Zelt-eingang bereit und begrüsst zusammen mit seiner Frau Kathrin Staubli Uster und den anderen Regierungsmitgliedern alle Gäste persönlich. Es ist von Anfang an eine sehr schöne, friedliche Stimmung, die Zuger Zünfte haben einen blauen (!) Teppich ausgelegt und das Zelt sehr festlich dekoriert. Unsere vier Empfangsdamen haben alle Hände voll zu tun, Fragen zu beantworten und alle Gäste dazu zu bringen, ihr Namensschild anzuheften oder sich – etwa ein Drittel hat das vorher zugeschickte Namensschild vergessen – an der Buttonmaschine nochmals ein Exemplar prägen zu lassen. Ich habe plötzlich wegen der Tribüne, dem Baum und der Sitzordnung ein komisches Gefühl.



Ich bitte Tino Jorio, zu kontrollieren, dass nicht der Bundespräsident hinter den Baum zu sitzen kommt... Jorio kehrt aufgeregt zurück: Der Baum sei genau vor einem Teil der protokolllarisch platzierten Ehrengäste. Er spricht sich kurz mit dem Landammann ab und gibt Werkmeister Godi Triner den Auftrag, sofort den Baum zu fällen, was auch kurze Zeit später geschieht. (Die Kostenfrage löst der Regierungsrat noch auf dem Schiff mit dem Stadtrat!) Um 16.30 Uhr meldet mir die Polizei, dass Bundespräsident Kaspar Villiger auf die Minute genau wie vorangekündigt, nämlich um 16.40 Uhr, eintreffen wird. Hanspeter Uster kann deshalb pünktlich um 16.45 Uhr die kurze Begrüssung machen. Das Beziehen der Schiffe klappt ausgezeichnet, es kommt niemand ohne



Bordkarte und Namensbuttons auf die beiden Schiffe, weshalb auch der Sicherheits-Check problemlos verläuft. Von A-Z fühlen wir uns übrigens gut geschützt durch Polizistinnen und Polizisten; die Mischung aus sichtbarer Präsenz und diskreter Überwachung ist eine Höchstleistung. Die beiden Schiffe werden mit einem Steg verbunden und unser Jubiläumsmotto «verBUNDen» wird so auf eine ganz handfeste Weise umgesetzt. Ich bin froh, dass wir auf Wunsch von Hanspeter Uster hin ein wirkliches Stehbuffet gemacht haben, denn dadurch ist die Stimmung sehr locker –

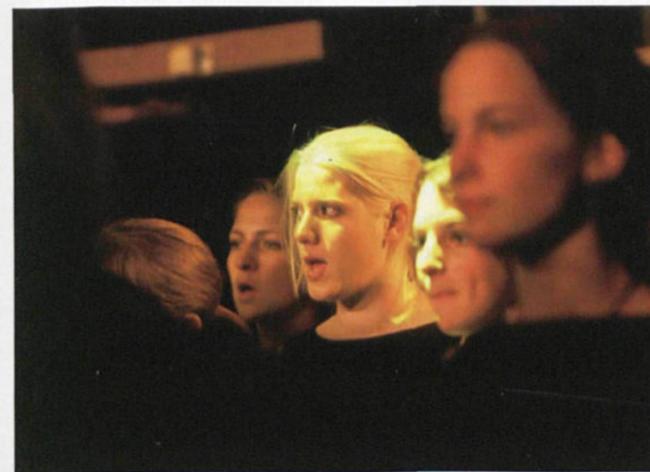
es wird gegessen, getrunken, geredet, von Schiff zu Schiff gewechselt. Vom Schiff aus telefonieren wir auf den Postplatz, alles ist bereit. Es hat auch nicht den befürchteten Ansturm von Zuschauerinnen und Zuschauern gegeben. Ich bedaure es sehr, dass durch die schwierigen räumlichen und verkehrstechnischen Verhältnisse die Bühne nicht



stärker gegen den oberen Postplatz hinaus ausgerichtet und dadurch nicht mehr Zuschauer sitzenderweise das Geschehen auf der Bühne mitverfolgen konnten. Bei der Ankunft sehe ich, dass Anne Ithen im Rollstuhl sitzend bereits in der Mitte der Tribüne Platz genommen hat. Auch fünf Witwen und Witwer von Attentatsopfern sind bereits da. Für ein paar Sekunden blitzt wieder mein seit Monaten mit mir herumgetragenes Dilemma auf, in dieser Situation auf dem Postplatz eine solche Feier zu machen. Es folgen pünktlich ab 20.30 Uhr die Ansprachen, zuerst

Christoph Luchsinger, dann Hanspeter Uster und zuletzt Kaspar Villiger. Diese Reden werden von den meisten, die ich persönlich gesprochen habe, sehr gut aufgenommen. Der Redenteil dauert etwas länger als vorgesehen. Die Spannung bei mir steigt, denn jetzt gibt es fast 15 Minuten Pause, bis auf der Bühne für die Sinfonie umgebaut ist. Mein Blick schweift immer öfters gegen den Himmel, wo es immer dunkler wird und wir jederzeit Regen erwarten müssen. Die Musikerinnen und Musiker der «Zuger Sinfonie» unter der künstlerischen Leitung von Hans Kennel haben sich mit dieser ungewöhnlichen Form vielen Leuten ins Herz gespielt (und einige irritiert, was zu erwarten war...). Und das Chaotische, die Auflösung von gängigen Formen, das Erlösende des Unperfekten, das Zusammenbringen von Gegensätzen und das Suchen nach neuen Ritualen zum Feiern in Umbruchzeiten ist nach meinem Empfinden gut herausgekommen. Das ganze Geschehen auf dem Postplatz war für mich Symbol für das Zusammenstehen vom letzten Herbst. Wir setzen neue Energien auf den Platz. Aus meiner persönlichen Sicht ist der Tag unglaublich reibungslos abgelaufen, es ist

mir wie ein Film vorgekommen, der eingespannt ist und einfach abläuft. Ich war fast ein Zaungast, habe alles wie eine Zuschauerin beobachtet und wahrgenommen, da und dort noch Regie geführt, aber im Wesentlichen war das überhaupt nicht mehr nötig, weil alle Akteure genau das gemacht haben, was vorgesehen war.



28.6.02: Wir können nicht innehalten und uns erholen, denn die Vorbereitungen fürs Bundesfest laufen auf Hochtouren. Diese laufen nahezu komplikationslos ab. Wir gehen nochmals alles durch.

Der Tag des grossen Festes

29.6.02: Heute ist das grosse Fest angesagt. Philipp Schweiger führt heute das Zepter, er hat alles bestens im Griff. Er ist es im übrigen, der den

grossen, Generationen übergreifenden und verbindenden Bogen über das ganze Fest gespannt und zusammen mit den Gemeinden und weiteren Organisationen das schier unmöglich Scheinende geschafft hat: in unüblich kurzer Zeit ein unvergessliches Fest zu realisieren. Das Bundesfest wird von zahllosen Leuten als ganz speziell

beschrieben: 40 000 bis 50 000 Leute kommen zwischen 13.52 Uhr und nachts um 2 Uhr. Als Höhepunkt wird die Altstadt empfunden, welche Risch in einen Mittelaltermarkt mit Gauklern, Bettlern, Bader, Gänsehirt verwandelt hat.

Ich ziehe mit Hanspeter Uster von Platz zu Platz. Wir kommen kaum vorwärts, überall wird der Landammann angesprochen und beglückwünscht.

Ich habe ihn noch nie so aufgeräumt erlebt. Schliesslich geht das Fest zu Ende. Das OK wollte gemeinsam eigentlich noch schwimmen gehen, aber es ist zu frisch und so komme ich ohne Bad im Zugersee gegen 4 Uhr nach Hause, sinke todmüde ins Bett.

30.6.02: Am Sonntagmorgen bin ich zum Brunch im Ochsen beim Rischer OK eingeladen, am Mittag gebe ich dem DRS Regionaljournal ein Interview zum Festverlauf. Ich finde, dass ich total lahm geredet habe, aber es wird mir gemeldet, dass man das nicht gemerkt habe.

1.7.02: Am Montag werde ich auf der Sicherheitsdirektion von Hanspeter Uster mit einem grossen Strauss Sonnenblumen und frischen Kirschen empfangen. Wir freuen uns an den vielen Dankeschreiben per E-Mail und Post. Der Alltag kehrt aber schnell wieder ein, denn natürlich haben wir auch das eine oder andere Unperfekte zu verdauen, zum Beispiel wurden drei Personen nicht an den Festakt eingeladen, die dazu gehört hätten.

Ansonsten ist die «Woche danach» gekennzeichnet von Dankeschreiben an alle und vom Eingang zahlloser Rechnungen.

6.8.02: Ich nehme nach drei Ferienwochen meine Arbeit wieder auf. Es ist mir während den Ferien nicht besonders gut gegangen. Das ganze Jubiläum ist für mich seit letztem Herbst kein Sonntagsspaziergang, wenn ich auch rein handwerklich allem gewachsen war. So fühlte ich mich oft mit dem Druck, nach dem Attentat unter enormem Zeitdruck die operative Gesamtverantwortung für zwei Feste zu tragen und dafür die angemessene Form zu finden, allein gelassen. Das überaus gute Klima innerhalb unseres Jubiläumsteams, die Zusammenarbeit mit den Gemeinden, mit der Polizei und vielen weiteren Beteiligten – das alles hat mich schlussendlich über alle diese Monate getragen.

Edith Stocker, Jahrgang 1955, in der Stadt Zug geboren und (wieder) hier lebend, ist ausserhalb ihres temporären Engagements beim Kanton freischaffende Organisatorin. Sie leitete in den letzten 15 Jahren grössere und kleinere Projekte sowohl für den Bund wie auch im Kanton und bietet Coaching für Gruppen und Einzelpersonen an.

**CHRISTIAN RASCHLE
EIN JUBILÄUM BESONDERER ART**

Der Zuger Verein für Heimatgeschichte feiert seinen 150. Geburtstag: Dass sein runder Geburtstag mit dem runden Kantonsjubiläum zusammenfällt, ist kein Zufall.

Den offiziellen Festakt beging der Zuger Verein für Heimatgeschichte am 6. Mai 2002 in der Aula des Schulhauses Acher in Unterägeri. In Anwesenheit von Vertretern der Regierung des Kantons Zug sowie der gemeindlichen Behörden aus dem Ägerital hielt der derzeitige Schweizer Botschafter in Israel, Dr. Ernst Iten, den Festvortrag über sein Werk «Johann Iten», das der Zuger Verein für Heimatgeschichte als Jubiläumsgabe präsentieren konnte. Die Laudatio zu diesem wichtigen Buch über die spätmittelalterliche Geschichte aus der Zeit der Burgunderkriege aus zugerischer Sicht sprach mit Alt Ständerat Andreas Iten ein grosser Kenner des Ägeritales wie auch der Person des Autors, dessen Bürgerort Unterägeri ist und der durch öftere Besuche seine Kontakte in der engeren Heimat pflegt. Am 31. August 2002 organisierte der jubelnde Verein die 157. Jahresversammlung des Historischen Vereins der Fünf Orte in Zug. Nicht nur trug der «Fünfortige» damit dem Jubiläum seiner Zuger

Sektion Rechnung und erwies ihr die Reverenz, sondern auch der Kanton Zug erhielt mit dieser Veranstaltung einen weiteren prägenden Mosaikstein im vielfältigen Jubiläumsprogramm, das an die seit 650 Jahren andauernde Zugehörigkeit des Standes Zug zur Eidgenossenschaft erinnert. Die beiden Anlässe dokumentieren eindrücklich die enge Verbindung, die sich zwischen dem Zuger Verein für Heimatgeschichte und der Regierung des Kantons Zug sowie auch dem Historischen Verein der Fünf Orte heraus gebildet hat. Die Gründung des Zuger Geschichtsvereins am 6. Mai 1852 erfolgte dank Impulsen aus Kreisen der damaligen Zuger Regierung, die im Juni 1852 das Bundesjubiläum zum 500. Gedenktag des Beitritts von Zug zur Eidgenossenschaft feierte. Innert kurzer Zeit realisierte der erste Präsident des neuen Vereins, Präfekt Bonifaz Staub, die Vereinsgründung, was dem jungen Verein ermöglichte, bereits bei den offiziellen Feierlichkeiten an der Seite der Regierung des Standes Zug in Erscheinung zu treten. In den ersten Jahrzehnten seines Bestehens setzte sich der historische Verein intensiv für den Aufbau eines historischen Museums in Zug ein und durfte erleben, dass seine Idee

1878 im Rathaus in Zug realisiert werden konnte. Hundert Jahre später gehörten Mitglieder des Vereins zu den treibenden Kräften, die zum Aufbau des seit 1983 bestehenden Museums in der Burg beitrugen. Auch im Bereich der Urgeschichte waren es Mitglieder des Vereins, welche die ersten erfolgreichen Grabungen im Gebiet von Sumpfkollermühle zu Beginn der 1920er-Jahre vornahmen und mit diesen Funden den Grundstein für das heutige Museum für Urgeschichte legten. 1952 erteilte die Regierung des Standes Zug den führenden Historikern des Kantons, die zugleich auch Vorstandsmitglieder des Zuger Vereins für Heimatgeschichte waren, den Auftrag, ein für die Zuger

Geschichte wichtiges Grundlagenwerk zu schaffen. Das seither erschienene «Urkundenbuch von Stadt und Amt Zug» von Eugen Gruber, Albert Iten und Ernst Zumbach gehörte zu den ersten wegweisenden Werken dieser Art in der Schweiz und ist auch heute ein für die historische Zuger Forschung entscheidendes Dokument. Es sei auch erwähnt, dass die drei genannten Autoren mit zahlreichen anderen Werken und Publikationen entscheidende Forschungsarbeit in der Zuger Geschichte geleistet haben. An seinem 125. Geburtstag im Jahre 1977 beschenkte sich der Verein mit der Veröffentlichung der Publikation «Zuger Historiographen 1912–1977». Die Daten waren nicht zufällig gewählt, denn 1912 hatte ein

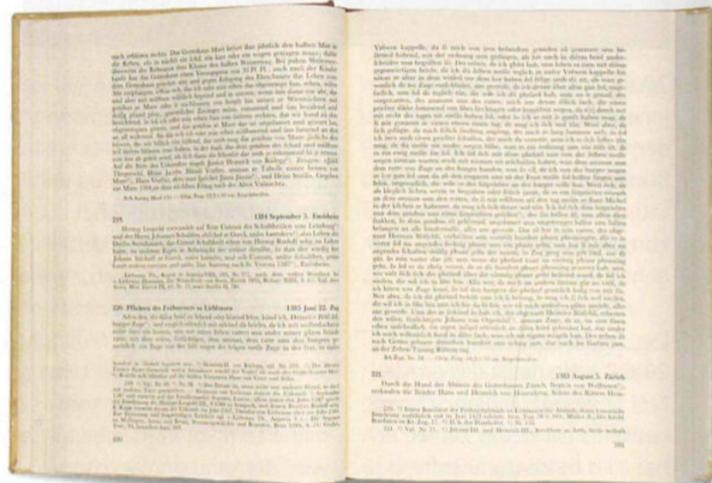
führendes Mitglied des Zuger Vereins für Heimatgeschichte, Dr. Wilhelm Josef Meyer, ein erstes bibliographisches Sammelwerk veröffentlicht. Der heutige Ehrenpräsident des Zuger Vereins für Heimatgeschichte, Dr. Albert Müller, gab im gleichen Jahr auch den Anstoss zur Schaffung einer wissenschaftlichen Buchreihe. Die «Beiträge zur Zuger Geschichte» umfassen mittlerweile fünfzehn Werke, die mit Zug und seiner Geschichte in Verbindung stehen und auf wissenschaftlicher Basis verfasst worden sind. Diese Reihe hat es auch ermöglicht, die Herausgabe von Zuger Dissertationen aus den Gebieten Geschichte, Kunstgeschichte, Sprachwissenschaft und Literatur zu fördern. Ausserdem bietet der Zuger Verein für

Heimatgeschichte jungen Akademikerinnen und Akademikern eine Plattform, im Rahmen der Veranstaltungen des Vereins Vorträge zu halten und ihr Werk vorzustellen. Von Beginn an haben die Träger des Vereins auch den Kontakt nach aussen gepflegt. Die Gründer der Zuger Sektion waren Mitglied im 1843 entstandenen Historischen Verein der Fünf Orte, der als erste Organisation den Gedanken der Idee Zentralschweiz aufgenommen und seither konsequent gelebt und geformt hat. Nicht zuletzt dem Einfluss zugerischer Vertreter im «Fünfortigen» ist zu verdanken, dass der ursprünglich dominierende Zentralismus einer demokratischen Struktur Platz gemacht hat. Das bewirkte, dass der

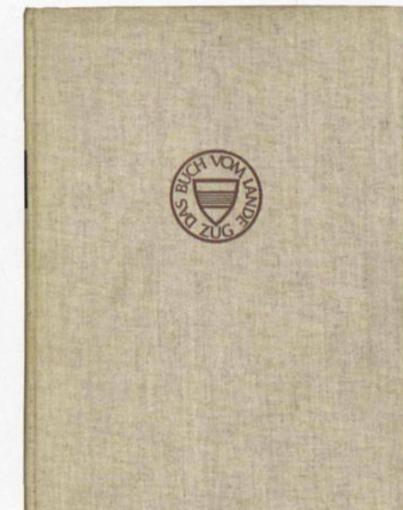
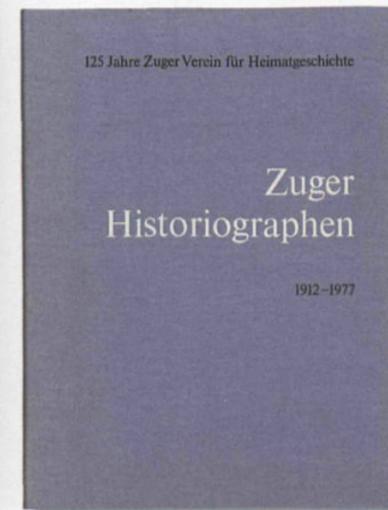
Historische Verein der Fünf Orte mit Dr. Paul Aschwanden und dem Zuger Staatsarchivar Dr. Peter Hoppe bereits zweimal von Zugern geleitet worden ist. Es war denn auch ein schönes Zeichen des Gesamtverbandes des Historischen Vereins der Fünf Orte, dass er sich bereit zeigte, den seit Jahrzehnten unter den Mitgliedsständen geübten Versammlungsturnus zu durchbrechen, um seiner ältesten Sektion, dem Zuger Verein für Heimatgeschichte, in dessen Jubiläumsjahr zum 150-jährigen Bestehen die Durchführung der ordentlichen Jahresversammlung zu ermöglichen. So trafen sich am 31. August 2002 gegen 150 Personen aus der Zentralschweiz im Theater Casino Zug und verfolgten den

Festvortrag von Professor Dr. Bernhard Stettler von der Universität Zürich. Die sehr kompetenten und fundierten Ausführungen mit dem Titel «Stadt und Amt Zug in den Irrungen und Wirrungen der eidgenössischen Frühzeit» bildeten eine doppelte Hommage, nämlich an den Kanton Zug, der seine 650-jährige eidgenössische Zugehörigkeit feierte, und an einen der ältesten Zuger Vereine, der sich seit 1852 mit der Erforschung der Zuger Kulturgeschichte befasst und in seinem Jubiläumsjahr 600 Mitglieder hinter sich weiss.

Christian Raschle, Dr. phil. I, ist Präsident des Zuger Vereins für Heimatgeschichte.



Jubiläen bewirkten die Herausgabe wichtiger Geschichtswerke: das Urkundenbuch, die «Zuger Historiographen», das «Buch vom Lande Zug» sowie das neuste Buch «Zug erkunden» aus dem Jahr 2002.



Das Jahr 2002 war auch das Jahr der Landesausstellung expo.02. Drei Ausstellungen wurden von Zuger Teams massgebend geprägt und gestaltet: BEAUFORT 12 in Neuchâtel, kids.expo in Yverdon und Cyberhelvetia in Biel.

BEAUFORT 12: ZUR BEWÄLTIGUNG VON NATURKATASTROPHEN

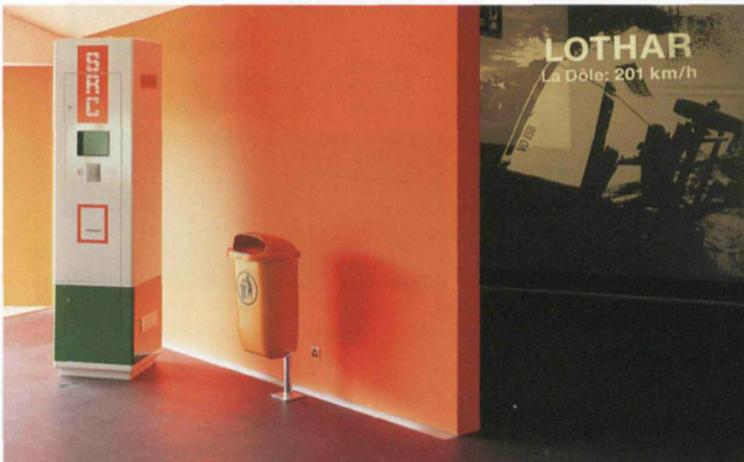
Hochwasser, Stürme, Erdbeben, Hagelzüge, Lawinen und Erdbeben sind auch in der Schweiz aktuelle Themen. Die Ausstellung BEAUFORT 12 machte solch dramatische Ereignisse nachvollziehbar. Was üblicherweise nur distanziert wahrgenommen wird, rückte näher – in Form einer Inszenierung, die grossen Respekt vor der Wirklichkeit spüren liess. BEAUFORT 12

ist auch die Bezeichnung für die Windstärke eines Orkans, wie er künstlich im Sturmsimulator erzeugt wurde. Die Auswirkungen solcher Naturkatastrophen sind für den Einzelnen schicksalhaft. Einzelne dieser Schicksale waren in der Ausstellung dokumentiert. BEAUFORT 12 zeigte jedoch nicht nur individuelle Bedrohungen auf, sondern auch, wie Naturkatastrophen bewältigt werden können: dank dem umfassenden System der Solidarität, wie es in der Schweiz einzigartig ist. Sosehr man sich bei der Bewältigung von Naturkatastrophen auf andere abstützen kann, sind auch beim Schutz und bei der Prävention Fachkräfte mit High-Tech-Geräten am Werk. BEAUFORT 12 sensibilisierte, emotionalisierte und informierte.

Statement von DNS-Transport
BEAUFORT 12 realisierten wir im Auftrag der Expo.02. Der Prozess der Erarbeitung war aufwändig: Die Öffentlichkeit war der Expo.02 gegenüber eher skeptisch eingestellt. Die Kantonalen Gebäudeversicherungen hatten als Ausstellungssponsor hohe Ansprüche. Diese Ausstellung musste nicht nur für ein paar Tausend Besucherinnen und Besucher funktionieren, sondern für mehrere Millionen. Dann war das Autorenteam von BEAUFORT 12 zusammengesetzt aus den Künstlern Christoph Draeger und Martin Frei aus New York, den Architekten des BUREAU1 in Zürich und DNS-Transport aus Zug. Schliesslich bekam das Thema der Ausstellung durch verschiedene Hochwasser, Stürme, Hagelzüge und Erdbeben erwartete Aktualität. Für uns

waren diese Rahmenbedingungen herausfordernd. Die Konzeption war dabei ebenso interessant wie die Sparten übergreifende Realisierung. Die Ausstellung BEAUFORT 12 bestand aus drei Teilen: aus einem beschaulichen Teil mit der Katastrophenlandschaft, aus einem Unterhaltungsteil mit dem Sturmsimulator und aus dem informativen Teil mit dem Schutzraum. BEAUFORT 12 kam beim Publikum sehr gut an – und wir haben viele wertvolle Erfahrungen machen können, welche in unsere zukünftigen Ausstellungsprojekte einfließen werden.

DNS-Transport, Zug:
Ueli Kleeb,
Michael van Orsouw,
Caroline Löttscher,
Andreas Hertach.



Sich mit Naturkatastrophen befassen: im dichten Infoteil von BEAUFORT 12. Den Sturm einmal erleben: simulierte Orkanstärke.

**KIDS.EXPO:
UNIVERSUM DER KINDER**

kids.expo war das Universum der Kinder. Hier zeigten sie, was sie träumten, wünschten, hofften, was sie entwickelt, beleuchtet, gesichtet hatten. Und nun luden sie uns ein, als kleiner Prinz ihre Planeten zu erforschen, zu erleben, zu geniessen.

kids.expo bot ein spektakuläres Feuerwerk: Himmlische Geschichten fehlten so wenig

wie rebellisches «born to be wild»; urige Fabelwesen so wenig wie neuartiges Sorgen-Recycling.

kids.expo war als Ausstellung und Erlebnis das Manifest der Kinder für eine Sicht ohne Scheuklappen, der Gegenpol zur standardisierten Welt der Erwachsenen.

Das war einmalig: Erstmals gehörte den Kindern ein Teil der Landesausstellung. Erstmals gestalteten Kinder an ei-

ner Expo ihre Ausstellung. Und erstmals erhielten Kinder an einer Landesausstellung ihre Plattform.

Die Ausstellung umfasste sechs begehbare Planeten, viele Trabanten und Kometen, die mit Werken, Worte, Klängen die Geschichten der Kinder erzählten.

Während zwei Jahren hatten die Kinder ihr Universum gebaut: in vier mobilen Werkstätten namens «expo.lino»

und in den drei stationären Ateliers der «expo.factory». Alleine oder in Gruppen hatten sie gezeichnet, gehämmert, geätzt, gehobelt und gestrichen.

Rund 10 000 Kinder aus dem In- und Ausland hatten sich und uns Erwachsenen eine Wundertüte geschenkt – voller Energie und Lebenskraft, voller Fantasien und Wünsche. Ins Universum der kids.expo einzutauchen, öffnete uns die

Sinne für neue Perspektiven. Damit auch wir alle unsere Welt noch einmal erfinden.

Statement des Projektteams

Das Projekt kids.expo war für uns alle sehr spannend. Zu Beginn war es wie ein weisses Blatt, denn wir Erwachsenen fungierten nur als Begleiter der Kinder. Die Kinder waren im Mittelpunkt. Dabei haben wir uns selber immer wieder fragen müssen, was

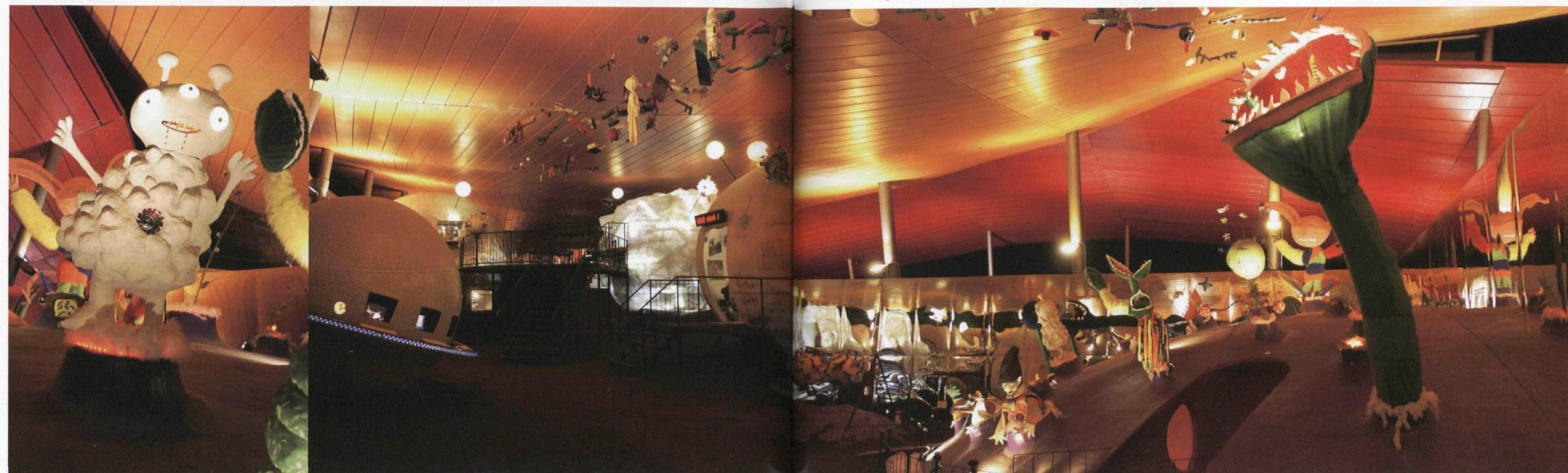
das Kindersein ausmacht? Kinder sind radikaler und fordern radikaler ein, was sie brauchen. Dabei zeigen sie eine ganzheitliche Lebensauffassung, von der die Erwachsenen nur profitieren können. Die Kinder haben uns die Ideen und ihre Haltung gegeben – wir haben daraus eine eigene Welt geschaffen, die kids.expo in Yverdon. Dabei haben wir Teile der Kinderideen von ihnen selber

umsetzen lassen, andere haben wir ihren Intentionen gemäss von Profis gestaltet. Das ganze Projekt, finanziert von den Zentralschweizer Kantonen, lief über insgesamt vier Jahre. Dabei haben Fachleute aus verschiedenen Bereichen zusammen gearbeitet, sodass ein wertvoller Austausch unter den Beteiligten stattfinden konnte.

Partner:
Zentralschweizer Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Obwalden, Nidwalden, Zug in Zusammenarbeit mit UNICEF und UNESCO.

Projektverantwortung:
Volkswirtschaftsdirektion des Kantons Zug.

Projektteam: Marco Schneider, Marc Höchli, Ruedi Zai, Dani Christen, Wolfgang Möhrle, Jan Vagner, Nicole Kammermann, Pierre Küenzi, Thomas Feger, René Tanner, Nic Baschung, Pete Bürki.



Von Kindern erdacht: Die professionell realisierte Kinderwelt von kids.expo.

Vierjähriger Prozess: «expo.linos» fuhren durch die Schweiz und sammelten Kinderideen.

CYBERHELVETIA: DIE NEUARTIGE BADEANSTALT

Der Ausstellungspavillon von Cyberhelvetia befand sich auf dem Forum der Arteplage Biel-Bienne. In Gestalt eines traditionellen Schweizer Seebades symbolisierte seine Architektur einen Ort der Begegnung und der Kommunikation.

Das vertraute äussere Erscheinungsbild liess auf eine wohlbekanntere Nutzung im Inneren schliessen – man erwartete eine Badeanstalt in der Art, wie sie sich schon vor hundert Jahren an eben dieser Stelle befunden hatte. Doch die Zeiten hatten sich geändert. Kommunikation kann ohne eine persönliche Begegnung auf vielschichtige Art und Weise stattfinden, unabhängig von Ort und Sprache. Auch das gemeinsame Bad benötigt heute kein Wasser mehr.

Stattdessen tauchten die Badegäste des Cyberhelvetia-Pavillons in die vielschichtige Atmosphäre einer virtuell erweiterten Wirklichkeit ein. Anstelle des Schwimmbeckens entdeckten sie einen geheimnisvoll leuchtenden Glaskubus, dessen Ausstrahlung den ganzen Raum erfasste. Auf der Oberfläche und an den Rändern dieses gläsernen Pools versammelten sich die Besucher auf bequemen Lie-

gen, um auf verschiedenen, ungewöhnlichen Wegen miteinander Kontakt aufzunehmen.

Ein ruhiger Loungebereich bot Raum für Entspannung und direkte zwischenmenschliche Begegnungen. Von zwei Galerien im Obergeschoss liess sich das Geschehen überblicken. Hier erlebte man deutlich, wie Wirklichkeit und Fiktion zu einem homogenen Wahrnehmungsraum verschmelzen.

Grosse Freude

Als die Anfrage zur Teilnahme am Wettbewerb für den Ausstellungspavillon Cyberhelvetia bei uns eintraf, war es für uns keine Frage daran teilzunehmen. Die Vorstellung, die einzige Landesausstellung, welche wir in unserem Erwerbsleben miterleben werden, mit einem eigenen Projekt mitgestalten zu dürfen, war Motivation genug. Entsprechend gross war dann auch die Freude, als unser Projekt den Zuschlag erhielt. Die Planung und Umsetzung dieses Projektes an einer Landesausstellung war für sämtliche Projektbeteiligten zu einem grossen Teil eine ganz neue Erfahrung. Entsprechend gross war der Ehrgeiz, um die hohen Erwartungen, welche durch die negative Berichterstattung im Vorfeld verursacht wurden, zu erfüllen und wenn



Wie vor hundert Jahren: eine Badeanstalt als Ausstellungspavillon – doch mit neuem Inneren.



Am gläsernen Pool: neue Formen der zukünftigen Kommunikation.

möglich sogar noch zu übertreffen. Dieses Ziel und das Bewusstsein, an etwas Einmaligem mitzuarbeiten, hat das ganze Cyberhelvetia-Team über weite Strecken der Projekt- und Realisierungsphase getragen.

Rückblickend war es eine spannende und sehr kreative Erfahrung, am schönsten sind jedoch die vielen positiven Rückmeldungen der Besucherinnen und Besucher unserer Ausstellung auf der Arteplage Biel.

Glöggler Prevosti Architekten, Zug

IMPRESSUM

Herausgeberin:

Gemeinnützige Gesellschaft des Kantons Zug

Neujahrsblattkommission:

Beat Wicky (Präsident)
Barbara Antonsen
Irène Castell-Bachmann
Konrad Mrusek
Reto Nussbaumer
Christian Raschle
Heiri Scherer
Beatrice Sutter Sablonier

Redaktion:

Michael van Orsouw, geschichte-texte.ch,
St.-Oswalds-Gasse 9, 6300 Zug

Internet-Auftritt:

Das Zuger Neujahrsblatt ist unter
www.ggz.ch abrufbar. Ein Suchregister
ermöglicht das Auffinden von Beiträgen in
den 125 bisher erschienenen Ausgaben
des Zuger Neujahrsblattes.

Gestaltung:

Scherer Kleiber CD, Heiri Scherer,
Weinbergstr. 51, 6300 Zug

Fotos:

Bruno Arnold: S. 22, 25, 29
Christof Borner-Keller: S. 34, 37, 104–113
Michel Gilgen: S. 69
Benno Bühlmann: S. 77, 78
Heiri Scherer: S. 28, 58, 59, 61, 70,
94–96, 99
Alois Ottiger: Titel, S. 88, 89
Walter Mair: S. 40, 42–47
Kunsthhaus Zug: S. 84, 87, 90, 91

Druck:

Kalt-Zehnder-Druck Zug

ISBN 3-85761-279-7

Autorinnen und Autoren:

Carl Bossard, Bluemattstr. 119, 6370 Stans
DNS-Transport, Untermüli 1, 6300 Zug
Glöggler Prevosti Architektur, Grabenstr. 1,
6300 Zug
Thomas Held/ Uwe Wagschal, Avenir Suisse,
Giessereistr. 5, 8005 Zürich
René Hutter, Amt für Raumplanung des
Kantons Zug, Aabachstr. 5, 6301 Zug
Sepp Keiser, Fischmarkt 9, 6300 Zug
Kids.expo, c/o Marco Schneider,
Rehhalde 25, 6332 Hagendorn
Konrad Mrusek, Hofstr. 14a, 6300 Zug
Reto Nussbaumer, Erlenstr. 16, 6300 Zug
Michael van Orsouw, St.-Oswalds-Gasse 9,
6300 Zug
Christian Raschle, Ägeristr. 114, 6300 Zug
Iwan Rickenbacher, Archivgasse 8,
6430 Schwyz
Heiri Scherer, Weinbergstr. 51, 6300 Zug
Edith Stocker, St.-Oswalds-Gasse 9a,
6300 Zug
Beat Wicky, Hofstrasse 78a, 6300 Zug
Sandra Winiger, Kunsthhaus Zug,
Dorfstr. 27, 6300 Zug

**Der Interviewpartner und die
Teilnehmenden an den Roundtables:**

Fritz Gerber, Basel, Elisabeth Arm,
Hünenberg, Urs Bachmann, Zürich,
Martin Bütikofer, Hünenberg, Hubert Erni,
Zug, Adrian Hürlimann, Zug,
Hildegard KleeB, Zug, Dorothee Lehmann,
Zürich, Christof Lengwiler, Kriens,
Pat Lindon, Oberwil, Marianne Lüthi,
Walchwil, Lorenzo Martinoni, Zug,
Oscar Merlo, Cham, Luka Müller, Zürich,
Martin Neese, Baar, Bernadette Scherer,
Zug, Hugo Sieber, Zug, Hans Wickart, Zug,
Osy Zimmermann, Zug.

Statistische Angaben:

Die rot gesetzten Daten und Zahlen
stammen vom Raumplanungsamt des
Kantons Zug.

©Copyright bei den Autorinnen und Autoren

Das Zuger Neujahrsblatt kann im Abonnement bezogen werden.
Informationen und Bestellungen: Sekretariat der Gemeinnützigen Gesellschaft
des Kantons Zug, Baarerstr. 110a, 6300 Zug, Telefon 041 769 77 11
neujahrsblatt@ggz.ch

**GEMEINNÜTZIGE GESELLSCHAFT
DES KANTONS ZUG**

Kantonsplaner René Hutter ist an der Planung der Lorzenstadt massgeblich beteiligt. Er hat sich die Kindervisionen angesehen und nimmt dazu wie folgt Stellung:

«Die Arbeiten der Kinder zielen in vielen Teilen in die gleiche Richtung, wie die von den vier Gemeinden Zug, Baar, Cham und Steinhausen sowie dem Kanton aufgezeigte räumliche Zukunft der Lorzenebene. Auch das behördliche Konzept wertet die besseren Verbindungen zum See hoch. Ebenso kommt im Konzept zum Ausdruck, dass in der Lorzenebene neue Formen der Erholung wichtiger werden.

Erstaunlicherweise kennen die Kinder viel weniger Berührungspunkte mit sehr unterschiedlichen Nutzungen auf engstem Raum: Natur neben Einkaufszentren; Grünbrücken über die trennende Chamerstrasse neben Rummelplatz im Brüggli! Da haben wir Planer und Politiker mehr Probleme. Denken Sie an die Diskussion um die Verlängerung der General-Guisan-Strasse durch die Lorzenebene: Entweder Schutz der Ebene ohne Bau der neuen Strasse oder Bau der neuen Strasse und damit Verlust der Lorzenebene! Vielleicht zeigen uns die Arbeiten der Kinder einen Mittelweg?»

